1.20 DM / Band 12

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Fr 1,50



Der Dämonenknecht

Professor Zamorra Nr. 12

von Kurt Maurer

erschienen am 03.12.1974

Der Dämonenknecht

Wild tobte der Sturm um die geisterhafte Stadt. Er rüttelte an den riesigen Mauern, deren einzelne Blöcke oft drei Meter lang und zwei Meter hoch waren.

Die Häuser hatten längst keine Dächer mehr, und durch die leeren Fensterhöhlen pfiff der Gipfelwind der Anden. Glatt, nackt und totenstill lagen die Überreste aus grauer Vorzeit.

Machu Pichu! Der einsamste Ort der Welt.

Oder doch nicht?

Am Rande der geisterhaften Inkastadt standen einige langgezogene Hütten, dicht neben einer riesigen Baustelle. In einer etwa hundertfünfzig Meter großen quadratischen Grube schufteten ausgemergelte Männer in zerfetzter Kleidung. Sie arbeiteten in drei Gruppen.

Eine warf den feuchten Sand aus der Sohle auf einen in halber Höhe der Grubenwand geschaffenen Vorsprung, die zweite Gruppe füllte die immerfort anrollenden Karren der dritten Gruppe.

Es gab keine Pause. Niemand wagte aufzusehen.

Überall, unten im Loch, auf dem Vorsprung und dem ganzen Weg bis zu dem Tal, in das die Erde gefahren wurde, standen die Aufseher. Indios! Bronzefarben glühten ihre Gesichter. Sie hielten Stöcke und Baumwurzeln in ihren Händen und schlugen unbarmherzig auf jeden ein, der irgendwie ihr Mißfallen erregte. Im Eilschritt wurden die vollen Karren zu Tal gefahren, und im Laufschritt ging es ohne Besinnen mit dem leeren zurück.

Weiter! Immer weiter! Es gab kein Halten, kein Absetzen. Und keinen Pardon. Wer alt, krank oder schwach war und zusammenbrach, wurde so lange geschlagen und getreten, bis er sich unter Aufbietung seiner letzten Kräfte wieder erhob und weitertaumelte. Wer trotzdem liegenblieb, den warf man achtlos zur Seite. Die Jagd ging weiter.

Dafür sorgte eine in eine schwarze Mönchskutte gehüllte Gestalt, die von Zeit zu Zeit die Baustelle besichtigte.

Immer stieg die Gestalt vom höchsten Punkt der Stadt, dort – wo die Spitze des Berges von einem mächtigen Turm gekrönt wurde – herab. Stumm stellte sie sich minutenlang an den Rand der Grube, und ebenso stumm verschwand sie wieder.

Die Indios warfen sich jedesmal lang auf den Boden und vergruben ihre Gesichter in den Sand. Erst wenn die unheimliche Gestalt wieder verschwunden war, hoben sie ihre Köpfe und begannen wieder die Unglücklichen zu beschimpfen und zu traktieren.

Nachts, wenn die Männer auf dem faulen Stroh in den Hütten zusammensanken, wurden sie von den Indios weitergequält.

Es war ein brodelnder Hexenkessel, in dem das Schreien und Wimmern der Geschundenen und das Hohnlachen und Wutgebrüll der Indios ertönte.

Ein Inferno der Qual und der Angst, eine entsetzliche Menschenmühle, in der die wehrlose Kreatur ausgepreßt und erdrückt wurde.

In diesem Hexenkessel arbeitete auch ein Mann, der einmal auf den Namen Manuel Ortez gehört hatte. Trotz der Beulen am Kopf, den Wunden im verfärbten Gesicht und am abgemagerten Körper war Manuel der einzige Aufsässige in diesem unwirklichen Arbeitslager. Er hatte es gewagt, einen Aufseher der ihm einen Fußtritt versetzt hatte,

anzuspringen.

Die Indios waren mit ihren Knüppeln über ihn hergefallen. Sein gräßliches Wehgeschrei hatte über die Grube geschallt, daß die übrigen Männer erschrocken stehenblieben und zitternd den Atem anhielten.

Sie hatten ihn zu einer der Hütten geschleift und hineingeworfen.

Hohnlachend hatten sie die Tür zugeworfen und ihn in seinem Blut liegengelassen.

Als Manuel Ortez tief in der unheimlichen, stillen Nacht durch Schmerzen, Kälte und Hunger aus seiner Ohnmacht erwachte, waren alle Bedrängnisse und Furcht von ihm abgefallen.

Langsam hob er den Kopf. Sein starrer Blick ging in die Runde.

Der schmale Mund mit den aufgeschlagenen, geschwollenen Lippen öffnete sich. Hinter dem Gebiß drangen schauerliche Laute hervor.

Sekunden später stand Manuel wie ein schwankendes Rohr auf seinen Beinen. Er taumelte aus der Hütte, mechanisch, Schritt für Schritt. Ein armseliges Bündel Mensch.

In einiger Entfernung flackerten Feuer. Ein monotoner Gesang drang zu ihm herüber.

Ein paar Herzschläge lang blieb Ortez stehen und lauschte. Schauerlich klang der Gesang der Indios in dunklen, gutturalen Tönen über den Platz.

Ortez schwankte weiter. Er hatte ein Ziel, das er unbedingt erreichen mußte. Es ging höher, immer höher.

Der Gesang der Indios hinter ihm erstarb plötzlich und ging in ein Gebrüll über. Sie hatten entdeckt, daß er fort war.

Mit fest zusammengebissenen Zähnen kletterte Ortez weiter. Vor jedem Schritt prüfte er die Festigkeit des Gerölls. Steine polterten in den Abgrund. Er hörte nicht ihren Aufschlag in der Tiefe.

Noch ein letzter Aufstieg, noch ein paar in den Fels gehauene Treppen, dann hatte Ortez das Plateau mit dem Turm erreicht. Die Indios waren ihm gefolgt, doch vor der letzten Treppe blieben sie stehen. Das Plateau wagten sie nicht zu betreten. Manuel Ortez stand an dem Ort, an dem er vor langer Zeit das erstemal diese unwirkliche Welt erblickt hatte. Manuel sah die Steinsäule, die vor ihm aus dem felsigen Untergrund aufragte. Eine furchtbare Unruhe überkam ihn. »Intihuatana!« sagte er mit bebender Stimme. Ortez wußte nicht, was dieses Wort, das er die Indios oft flüstern gehört hatte, bedeuten sollte. Er klammerte sich einfach daran.

»Intihuatana!« Flüsternd wankte er auf die Steinsäule zu.

Ortez taumelte in die Säule hinein. Kein Aufprall erfolgte.

Sein Körper verschwand wie in einer Nebelwand. Für Bruchteile von Sekunden schien sein Herz stillzustehen, sein Atem stockte.

Plötzlich konnte der Mann wieder frei atmen. Sein Herz klopfte wild,

wie nach einer großen Anstrengung.

Er hob seine Augen, der starre Blick ging in die Runde. Er stand in einem hohen, fast leeren Raum. Ein paar Sessel und ein kleiner runder Tisch bildeten das einzige Mobiliar. Es war der Raum, den er nie vergessen würde.

Manuel Ortez war wieder in der realen Welt!

Kalt spürte er die Mauer in seinem Rücken.

Er stolperte drei Schritte vorwärts. Noch einmal wandte er seinen Kopf und zuckte zusammen.

Hinter ihm an der Wand stand ein Skelett, etwa zwei Meter groß.

An den Knochen hing gelbliches Fleisch. Die knöchernen Arme schienen ihn greifen und in die Wand ziehen zu wollen.

Manuel Ortez warf sich herum. Seiner Sinne kaum noch mächtig, taumelte er vorwärts.

***

Bei strahlendem Sonnenschein rollte auf dem Pariser Flughafen Orly die aus New York kommende Maschine der Pan American Air Lines aus.

Unter den Fluggästen, die kurz darauf den Zoll passierten, befanden sich auch Professor Zamorra und seine Sekretärin Nicole Duval.

»Oh, lá, lá!« Der Zollbeamte, der Zamorra und Nicole abgefertigt hatte, stützte sich auf einen Koffer und blickte dem schönen Paar bewundernd nach. Seine Bewunderung galt vor allem Nicole, die einen extravagant gemusterten Hosenanzug aus Seide trug, der bestimmt das Werk eines teuren italienischen Schneiders war.

Noch andere Männer drehten sich um und schnalzten beim Anblick des grazilen, schwungvoll ausschreitenden Persönchens mit der Zunge.

Nicole, deren Lockenkopf in allen Farbnuancen schillerte, nahm die Huldigungen mit der Gelassenheit einer Königin entgegen. Sie war derartige Ovationen gewöhnt.

Aber auch Zamorra an ihrer Seite konnte sich sehen lassen. Er trug einen modisch geschnittenen Anzug. Dazu ein buntes Hemd und eine passende Seidenkrawatte. Der dunkelhaarige Professor mit dem schmalen markanten Gesicht und den hellwachen grauen Augen war der Blickfang für manches Frauenauge.

»Sie erregen wieder einmal mehr Aufsehen als der amerikanische Präsident«, murmelte Zamorra.

»Ford ist ja auch keine Frau, Chef.« Nicole Duval hob lächelnd ihr Gesicht.

Nicoles echt weibliche Logik war es wohl nicht, die Zamorra einen Augenblick lang verwirrte, eher waren es ihre dunkelbraunen hellgesprenkelten Augen. In den Irisringen, die sich bei anderen Gelegenheiten verdunkelten und zu schwarzen Seen werden konnten,

tanzten die hellen Tupfen wie winzige Glühwürmchen.

»Was sollte ich auch mit Ford anfangen«, murmelte Zamorra nach einer kleinen Ewigkeit belustigt. Er wandte sich um und winkte ein Taxi heran, einen großen schwarzen Daimler.

Zamorra half dem Fahrer, das Gepäck im Kofferraum zu verstauen, und stieg dann zu Nicole in den Fond des Wagens.

Während der Fahrer den Wagen geschickt durch den Verkehr bugsierte, genossen Zamorra und Nicole, bequem in den Polstern sitzend, die Fahrt.

»Übrigens, ich habe da noch was für Sie.« Zamorra kramte in seiner Jackentasche.

Nicole erkannte ein großes Samtetui, das er ihr unter die Nase hielt. »Als Belohnung für die bisher hervorragende Mitarbeit«, sagte er. Sie nahm das Etui zögernd und klappte es auf.

Zwei Ohrgehänge aus Türkisen und diese von großen Brillanten eingefaßt, funkelten ihr entgegen. »Aber Chef«, flüsterte Nicole, »die sind ja echt.«

»Ich will doch hoffen, daß sie echt sind«, entgegnete Zamorra mit einem amüsierten Lächeln. »Aber die müssen doch ein Vermögen gekostet haben!«

»Nein, nein. Die habe ich im Ausverkauf bekommen.«

»Ganz im Ernst, glauben Sie, das machen zu können? Sie sind doch nicht Paul Ghetty oder Onassis«, stieß Nicole heftig hervor.

Ihre Wangen waren gerötet, und ihre Augen versprühten ein Feuerwerk von Blitzen. Noch eine ganze Weile machte sie ihm Vorwürfe wegen seines Leichtsinns.

Zamorra ließ das Gewitter lächelnd über sich ergehen.

Erst als Nicole einen Moment schwieg, um Luft zu schöpfen, kam er zu Wort. »Wenn ein dankbarer Chef seiner Sekretärin eine Kleinigkeit kauft, wird sie, wenn sie klug ist, wie es sich für eine Sekretärin gehört, danke sagen und sich nicht über die Rechnung den Kopf zerbrechen.«

»Ich hoffe doch, daß Sie mich für eine kluge Mitarbeiterin halten«, antwortete Nicole mit leiser, etwas vibrierender Stimme. »Danke«, setzte sie hinzu.

»Na, sehen Sie«, schmunzelte Zamorra. »Ich glaube, ich kann, ohne Sie in Verlegenheit zu setzen, behaupten, daß kein Mann eine intelligentere, fleißigere und hübschere Sekretärin hat als ich. Mit diesen Dingern an den Ohren werden Sie die Schönste auf Château de Montagne sein.«

»Auf dem Schloß dürfte das nicht schwer sein, da habe ich überhaupt keine Konkurrenz«, lächelte Nicole, wobei die Funken in ihren verteufelt hübschen Augen schon wieder tanzten.

»Aber jetzt zu etwas anderem, Chef. Was halten Sie von einem

kleinen Bummel durch Paris?«

»Also, wenn ich scharf überlege, komme ich zu dem Resultat, daß ich diesen Vorschlag auch gerade machen wollte.«

***

Der Tag war trüb und grau. Kalter Wind fegte von der Sierra Guadarama herab und schnüffelte durch Bäume und Sträucher. Wolken, schwarz wie Tinte, ballten sich tief über den Horizont.

Auf der kurvenreichen Straße fuhr ein kleiner Fiat. Die Bezeichnung Straße war für den mit Schlaglöchern übersäten Weg ziemlich schmeichelhaft. Feuchter Sand quietschte unter den Rädern, schwärzliche Pfützen spritzten auf.

Am Steuer des Wagens saß Georges Antoine Discoud. Er war siebenunddreißig Jahre alt und Professor für französische Literatur an der Universität in Edinburgh. Der Franzose hatte tiefschwarzes welliges Haar und eine braune Gesichtshaut. Er lachte gern, wobei dann eine Reihe Goldzähne in seinem Mund aufblitzten.

Seit Jahren hatte der gut aussehende Junggeselle schon den Wunsch gehabt, die Iberische Halbinsel gründlich kennenzulernen, doch immer war etwas dazwischengekommen. Jetzt, in diesen Semesterferien endlich, war es soweit gewesen.

Kreuz und quer, durch ganz Spanien, war der kleine Wagen Discouds gerollt. Die Ferien gingen langsam ihrem Ende entgegen, und es wurde Zeit, an die Heimfahrt zu denken.

Georges Discoud hatte die Absicht, auf seiner Rückreise durch Frankreich einen Abstecher in das Loire-Tal zu machen. Er wollte seinen Studienfreund Professor Zamorra besuchen, der dort das Château de Montagne bewohnte. Discoud bewunderte Professor Zamorra, den er schon lange nicht mehr gesehen hatte, wegen der Erfolge, die dieser als Wissenschaftler, vornehmlich auf dem Gebiet der Parapsychologie, hatte.

Trotz des schlechten Wetters war Georges guter Laune. Ausgelassen und fröhlich pfiff er am Steuer vor sich hin. Es bereitete ihm Spaß, die Kurven so schnell wie möglich zu durchfahren. Wie ein Kind freute er sich über die verdutzten Gesichter der vereinzelt auf den Feldern arbeitenden Menschen.

Durch mehrere kleine Dörfer war er wie ein Teufel gerast. Ein paar vor den Häusern stehende alte Frauen hatten sich bekreuzigt, als er lärmend, mit quietschenden Reifen, vorüberbrauste. Wieder einmal schlängelte sich die Straße in einer der vielen Kurven hinab in ein Tal, in dem ein kleines Dorf lag.

Bis dahin wollte Discoud noch fahren, und dann in einem Gasthof übernachten. Als er seinen Blick von dem Dorf wieder auf die Straße richtete, zuckte er zusammen. Aus dem Gebüsch am Straßenrand

taumelte ein Mann.

Du lieber Gott, wie sieht der bloß aus? dachte Discoud.

Der Mann bot einen Anblick, der Steine erweichen konnte. Das eine Auge dick verschwollen und blutverkrustet, das andere ein blau und schwarz umrandeter Schlitz über den bleichen und hohlen Wangen. Die eingesunkene Gestalt steckte in einer blutbefleckten Kluft.

In dem Bruchteil einer Sekunde trafen sich Georges Augen und die des Fremden. Er sah einen flackernden, entsetzten Blick, gleich dem eines gestellten Wildes, das jeden Augenblick den Fangschuß des Jägers erwartet.

Ein lebender Leichnam, eine wandelnde menschliche Ruine, kurz vor dem Einsturz, schoß es noch durch den Kopf des Franzosen. In diesem Augenblick geschah es.

Er verlor in der scharfen Kurve die Herrschaft über den Wagen, es schleuderte ihn von einer Straßenseite zur anderen, dann prallte der Fiat gegen einen Baum, überschlug sich einmal und blieb halb im Wald, mit den Rädern wieder nach unten, liegen.

Als Georges Antoine Discoud wieder zu sich kam, war es stockdunkel um ihn. Er brauchte nur kurze Zeit, bis er begriff, was passiert war.

Das Glas der Uhr an seinem Handgelenk war zertrümmert. Die Zeiger zeigten auf neunzehn Uhr vierundzwanzig, den genauen Zeitpunkt des Unfalls. Da war doch diese Elendsgestalt aufgetaucht und hatte ihn abgelenkt.

War bestimmt ein Kurzschluß oben in der Leitung. Durfte einem alten Autohasen eigentlich nicht passieren.

Georges hatte es geschafft. Mit einem unterdrückten Stöhnen zwängte er sich endgültig aus der halbgeöffneten Wagentür.

Ein kalter Nachtwind blies über den Hang. Aus der Dunkelheit nieselte es auf ihn herab.

»Hätte ja noch schlimmer kommen können«, murmelte Georges, nachdem er seine Glieder vorsichtig ausprobiert hatte. Es schien nichts gebrochen, nur ein paar schmerzhafte Prellungen und die Beulen am Kopf. Genausogut hätte ich mir das Genick brechen können, dachte er.

Nachdem Georges Discoud sich seinen leichten Mantel aus dem Auto geangelt und übergestreift hatte, humpelte er los. Seine Knie schmerzten erbärmlich, und Discoud mußte sich zwingen, nicht laut aufzustöhnen.

Der Wagen war zum Teufel. Ein Gedanke, an den sich George, wenn auch widerwillig, gewöhnen mußte. Automatisch fühlte er nach seiner Brieftasche, die auch schon ziemlich dünn war. Für die Heimfahrt mit der Bahn würde es noch langen.

Zu Georges' Linken fiel der Hang steil ab. Er konnte auf das Dorf blicken. Leer und einsam lagen die schmalen Gassen. Verwundert stellte er fest, daß in den niederen Häuschen kein Licht brannte. Alle

Menschen schienen zu schlafen.

Discoud blieb stehen und starrte nach unten.

Wie unwirklich kam ihm die kleine Anhäufung von dicht zusammengerückten Hütten plötzlich vor. Tot und unwirklich! Unsinn!

Georges empfand dieses Gefühl der Unwirklichkeit als krankhaft und phantastisch und schrieb es seinen doch wohl von dem Autounfall etwas angeknacksten Nerven zu.

Er schalt sich selber, zog den Kragen seines Mantels hoch und humpelte weiter.

Da, an der rechten Seite der Straße blinkte plötzlich ein gelber Lichtschein durch das Laub der Bäume.

»Na, also«, brummte Discoud erleichtert. Die bedrückende Vorstellung, keinen lebenden Menschen in seiner Nähe zu haben, erwies sich als bedeutungslos. Er humpelte schneller vorwärts. Das, was da vor ihm selbst durch die regenverhangene Dunkelheit in verschwommener Helle schimmerte, war ein großes vierstöckiges Gebäude mit Zinnen und Türmen. Georges Discoud erkannte ein Schloß.

»Das müßte Santillana del Már sein«, murmelte Georges.

Die Rundbogenfenster an der Vorderfront gähnten dunkel und leer. Nur das einzige erleuchtete Fenster im ersten Stock versuchte mit milchigem Schein gegen den dunstigen Rege n anzukommen.

Georges Discoud, der sich eben noch nach einem Haus mit hilfreichen Menschen gesehnt hatte, spürte beim Anblick des Schlosses ein seltsames, bedrückendes Gefühl. So etwas wie Angst.

***

Nicole Duval und Zamorra schlenderten durch die verwinkelten, schmalen Gassen der Pariser Altstadt. Menschen aller Hautschattierungen in bunter Kleidung umdrängten sie.

An ihre Ohren drangen Wortfetzen aus einem Stimmengewirr, das aus allen Sprachen der Welt zusammengesetzt schien.

Vor dem schmutzigen Schaufenster eines Trödlerladens blieb Zamorra stehen.

Er starrte wie gebannt auf ein paar alte Pergamentrollen, die unmittelbar hinter der Scheibe lagen. Irgend etwas an den vergilbten Rollen zog ihn an, Zamorras feine, unsichtbare Antennen wirkten wie eine Wünschelrute.

Die Rollen erregten Zamorras Interesse. Sie waren zufällig in sein Blickfeld geraten. Er hätte zu diesem Zeitpunkt niemand erklären können, warum. Er wußte es einfach. Zamorra spürte ein feines Prickeln im Nacken, das Zeichen, daß er sich nicht irrte. Zamorras Entschluß stand fest. Wenn diese Pergamentrollen verkäuflich waren,

würde er sie erwerben.

»Was gibt es denn Interessantes in dem Kramladen?« Nicole Duval, die Zamorra eine Weile kopfschüttelnd beobachtet hatte, schaute nun auch durch die Scheibe.

Nicole zog ihre Nase kraus. Die Auslagen in dem schmutzigen Schaufenster waren für sie nur Gerümpel.

»Kommen Sie, Nicole.« Ohne ein weiteres Wort der Erklärung faßte Zamorra sie am Arm und zog sie in den kleinen, düsteren Laden.

Irgendwo bimmelte eine Glocke. Ein kleines fettes Männchen, mit einem grauen Kittel bekleidet, tauchte in einer gegenüberliegenden Tür auf und watschelte auf sie zu. Er begrüßte Zamorra und Nicole wortreich und erkundigte sich nach ihren Wünschen.

»Sind diese Rollen zu verkaufen?« fragte Zamorra und wies auf die Pergamentrollen im Schaufenster.

Der fette Zwerg bückte sich und angelte unter Ächzen und Stöhnen die Rollen zwischen den Antiquitäten hervor. Nach einem kurzen, abschätzenden Blick auf Zamorra und Nicole murmelte er, ohne mit der Wimper zu zucken: »Fünfhundert Franc.«

Zamorra nahm ihm eine der Rollen aus der Hand. Er breitete sie auseinander und sah handgeschriebene spanische Schriftzeichen.

Capitain General Don Franzisko Pizarro Fundator de Lima en 18 De Enero De 1535 Muerto en 26 De Juno De 1541.

Es bereitete Zamorra, der fließend Spanisch sprach, keine Schwierigkeit, die Worte zu entziffern.

General Franzisko Pizarro, Gründer Limas, am 18. Januar 1535.

Gestorben am 26. Juni 1541.

Eine steile Falte stand auf Zamorras Stirn. Wie gebannt starrte er auf die Pergamentrolle. Den einer Grabinschrift ähnelnden Worten folgten Schilderungen aus einer Zeit, die schon über vierhundert Jahre zurücklag. Ereignisse, die alle mit Pizarro zu tun hatten, dem Eroberer von Peru, dem Zerstörer des mächtigen Reiches der Inkas.

Ereignisse, die in keinen Geschichtsbüchern zu lesen waren.

»Fünfhundert Franc, Monsieur.« Die Stimme des Trödlers brachte Zamorra in die Wirklichkeit zurück.

Zamorra griff mechanisch in seine Brusttasche.

»Stop!« Nicole Duvals schmale Hand legte sich auf seinen Arm.

»Wir geben Ihnen hundert Franc für die Rollen«, wandte sich Nicole an den Händler.

Der fette Mann wand sich wie ein Wurm. »Hundert Franc? Madam? Ihr macht einen armen Mann aus mir. Ich selber habe die Rollen einem spanischen Edelmann für dreihundert Franc abgekauft.«

Nicole lächelte. Sie musterte den Händler von Kopf bis Fuß und wieder zurück. »Guter Mann, die Lüge steht Ihnen im Gesicht geschrieben. Ich denke, daß Sie für die Rollen vielleicht zehn bis

zwanzig Franc gegeben haben.«

Der Zwerg hob beschwörend die Hände. Mit weinerlicher Stimme begann er zu jammern und zu klagen. Mit einem Schwall von Worten versuchte er Nicole zu überzeugen, daß er seinen Laden schließen müsse, wenn er nicht fünfhundert Franc für die Rollen bekäme.

Zamorra, der die Szene amüsiert beobachtete, glaubte echte Tränen in seinen Augen zu sehen.

Nicole wartete, bis dem Mann die Luft ausging und er nicht mehr weitersprechen konnte. »Hundert Franc, und keinen Sou mehr!«

Eine Weile wartete sie.

»Kommen Sie, Chef.« Nicole zwinkerte Zamorra zu, nahm seinen Arm und tat so, als wenn sie den Laden verlassen wollten.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Kaum waren sie an der Tür, als sie auch schon die Stimme des Trödlers hörten.

»Also, gut, hundert Franc, aber morgen muß ich meinen Laden schließen. Und meinen Kindern kann ich kein Brot mehr kaufen. Meine ganze Familie wird elend verhungern müssen.«

»Nicole, Sie sind ein Gauner«, stellte Zamorra trocken fest, als er mit seiner Sekretärin und den Rollen den Laden verlassen hatte.

»Und Sie werden es nie lernen, mit solchen Leuten zu verhandeln«, seufzte Nicole.

***

Auf alle Fälle brauche ich ein Dach über dem Kopf, dachte Georges.

Er humpelte einen breiten, ansteigenden Auffahrtweg hinauf. Nach ein paar Schritten blieb er wieder stehen.

Hundegebell war an seine Ohren gedrungen.

Im Erdgeschoß des düsteren Gebäudes erhellten sich drei Fenster neben dem großen Haupteingang. Der linke Flügel der Tür öffnete sich, und ein ungewöhnlich großer und breitschultriger Mann mit einem kahlen Schädel tauchte in dem gelben Licht des Hintergrundes auf.

»Ist da jemand?« rief er. Noch ehe Georges sich melden konnte, hatte der Mann ihn entdeckt und kam langsam die breite Treppe herab. »Mein Name ist Discoud, ich hatte einen Autounfall«, erklärte Georges ihm. Zwei Schritte voneinander entfernt blieben beide stehen. Jetzt erst erkannte der Franzose sein Gegenüber richtig. Der Mann überragte ihn, der selber fast ein Meter neunzig groß war, noch um eine Haupteslänge. Schultern hatte der Kerl wie ein Stier.

Nicht zu glauben, dachte Georges, der sich jetzt selber ein wenig mickerig vorkam.

Stumm blickte der Riese auf ihn herab. Irgendwie schien Georges sein Mißfallen zu erregen. Erst nach einer langen Musterung knurrte er widerwillig: »Kommen Sie herein.« Damit wandte er sich abrupt

um. Er schritt die Treppe hinauf und rief den immer noch wie irrsinnig bellenden Hunden ein paar beruhigende Worte zu.

Kein sehr freundlicher Empfang, dachte der empfindsame Franzose. Hoffentlich sind die übrigen Schloßbewohner ein wenig zugänglicher. Unter diesen Erwägungen war er durch die Tür in eine Halle getreten. Die hohen Wände waren mit mittelalterlichen Waffen behangen. Der Boden bestand aus spiegelndem Parkett.

Nachdem der Riese ihm den nassen Mantel weggenommen hatte, stiegen sie eine Treppe, die an der rechten Seite der Halle nach oben führte, empor. Sie erreichten den oberen Treppenabsatz und traten in einen durch gedämpftes Licht beleuchteten Gang. Der Riese öffnete eine Tür. »He, José. Wer?« drang eine harte Stimme an Georges'

Ohr. Der Ton verriet Unwillen, wurde aber sofort ruhiger und freundlicher, als die Stimme fortfuhr. »Entschuldigen Sie bitte, aber wer sind Sie?«

Ein Mann erhob sich aus einem Sessel und blickte Georges überrascht an. Er machte keinen sehr gepflegten Eindruck, die Krawatte war unordentlich gebunden, der dunkle Anzug wies speckige Stellen auf, und die Schuhe waren ausgetreten. Das tiefschwarze Haar des Mannes bildete einen starken Farbkontrast zu der hohen hellen Stirn und der rötlichen Gesichtshaut.

»Mein Name ist Discoud. Ich hatte einen Autounfall«, erklärte Georges. »Autounfall, ja, natürlich«, murmelte der Mann.

»Ich bin Don Marcelino de Almagro.« Er reichte dem Franzosen die Hand. »Das ist mein Verwalter José. Wir werden Ihnen selbstverständlich helfen, so gut wir können.«

Don Marcelino war ein kleinerer, dürrer Herr mit lebhaften Gebärden und einem etwas katzenartigen Gang. »Bitte, nehmen Sie Platz, Señor Discoud.« Er wies auf einen brokatüberzogenen Sessel hinter Georges.

»Danke.« Vorsichtig und leise stöhnend ließ Georges sich in den Sessel gleiten.

»Sind Sie verletzt? Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick.« Don Marcelino wieselte zur Tür und verschwand.

Der riesenhafte Verwalter maß Discoud noch mit einem kalten Blick und folgte ihm.

Der Franzose kniff die Augen zusammen und sah sich um.

Die Lampen waren abgeschirmt und erhellten den Raum nur mäßig. Die schweren, mit mattgoldenen Ornamenten verzierten Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen. Bis auf ein paar Sessel und einem runden Tisch nahe dem Kamin war der Raum leer.

Georges' Blick blieb auf einem Kupferstich, der einen Totenkopf darstellte, hängen. Grotesk grinste der Schädel aus dem Rahmen an der sonst kahlen gegenüberliegenden Wand.

Der Franzose spürte etwas in sich eindringen, das ihn in Unruhe

versetzte. Sein Blick hing starr an dem eingerahmten Schädel.

Das Bild verschwamm vor seinen Augen.

Der Totenschädel saß plötzlich auf einem Gerippe, an dessen Knochen noch gelbliches Fleisch hing. Die Knochenhände winkten ihm, näher zu treten.

Georges hielt den Atem an. Sein Herz begann wild zu hämmern.

Trotz der Eiseskälte, die er spürte, standen plötzlich dicke Schweißtropfen auf seiner Stirn.

»Ich bin Maria de Almagro«, drang plötzlich eine weiche Frauenstimme an sein Ohr.

Das Gerippe verschwand, und nur der Schädel starrte grinsend aus dem Rahmen. Mit einem Seufzer der Erleichterung löste Discoud seinen Blick von dem Bild.

Vor ihm stand eine junge Dame in einem weißen Kleid, das sich kraß von dem dunklen Teppich abhob.

»Bitte, entschuldigen Sie«, sagte sie lächelnd. »Es war nicht nett von mir, Sie so aufzuschrecken.«

»Aber ich bitte Sie, das – das macht doch nichts«, entgegnete Georges noch verwirrt und mit heiserer Stimme. Er erhob sich mühsam aus dem Sessel.

Die Frau war noch sehr jung, hatte braune Augen und tiefschwarzes anliegendes Haar, das im Nacken zu einem Knoten gesteckt war.

»Ich bin Georges Discoud«, stellte er sich vor. »Verzeihen Sie bitte, wenn ich Ihnen Ungelegenheiten mache.«

»Ungelegenheiten?« wiederholte Maria de Almagro zögernd. Sie musterte Georges eine Weile schweigend, bevor sie hinzufügte:

»Ganz im Gegenteil, ich freue mich, einmal wieder einen Menschen zu sehen. Das ganze Schloß und seine Umgebung ist – ich möchte fast sagen – wie ausgestorben.« Georges sah sie forschend an. »Soll das heißen, daß außer Ihnen, Don Marcelino und José niemand in diesem Schloß wohnt?«

»Genauso ist es. Und auch im Dorf wohnt niemand mehr.«

»Dann ist das Dorf ja menschenleer. Wo sind die Bewohner geblieben?« murmelte Georges verstört. Sein Blick lag wieder auf dem Totenschädel an der Wand.

Die junge Dame zögerte. »Sämtliche Bürger des Dorfes sind auf geheimnisvolle Weise aus ihren Wohnungen verschwunden. Nicht zur gleichen Zeit natürlich – im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre.«

»Eigenartige Geschichte«, murmelte Georges mit bleichen Lippen.

»Erschreckt es Sie? Das tut mir leid«, flüsterte die Frau.

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein. Aber im Ernst, es ist wirklich wahr.« Maria de Almagro stellte eine kleinmädchenhafte Naivität zur Schau und schien wirklich bekümmert.

»Hat man denn nichts getan, um das Geheimnis zu lüften? Hat die Polizei nichts unternommen?«

»Hat man alles, aber es ist nie etwas dabei herausgekommen«, murmelte die Frau.

Georges schluckte. Diese Geschichte gehörte doch ins Reich der Phantasie, aber andererseits schien alles möglich, wo schon der ganze Abend einen so merkwürdig unwirklichen Eindruck machte. Georges versuchte, ernsthaft nachzudenken.

***

Nicole Duval und Zamorra sahen sich suchend um. Der Portier am Eingang des kleinen Nachtlokals verneigte sich höflich. Wie immer um diese Zeit, war kaum ein Platz frei. Der mit roten Tapeten und Goldleisten ausgeschlagene Raum war voll besetzt mit Damen in teurer Abendgarderobe und Herren, denen ihr vielstelliges Banckonto auf die Stirn geschrieben schien. Ein halbes Dutzend befrackter Kellner eilte geschäftig zwischen den Tischen hin und her. Es wurde gerade serviert. Das diskrete Geräusch behutsam angesetzter Bestecke auf den vorgelegten Platten, der dumpfe Ton des Tellerauswechselns auf weißen Tischdecken, und das leise Rollen herangeschobener Servierwagen kennzeichnete die satte, behagliche Atmosphäre.

»Madame, Monsieur, einen Tisch mit zwei Plätzen? Bitte, dort unterhalb der Bühne ist noch ein kleiner Tisch frei.« Nicole trug ein raffiniert einfaches weißes Abendkleid. Ohne jedes übertrieben freigiebige Dekolleté umschloß es ihre zierliche Figur. Viele Blicke musterten sie anerkennend.

Da und dort streifte ein interessierter Blick aus Frauenaugen die Gestalt Zamorras.

Nachdem sie Platz genommen hatten, rückte der Garcon die Bestecke zurecht, brachte die Teller mit Gebäck und legte die Speisekarte auf den Tisch.

»La Bourride«, bestellte Zamorra nach kurzer Prüfung als Vorgericht. Eine Sauce aus Aioli und Fischsuppe, die man auf gerösteten Brotscheiben serviert.

Nicole schloß sich ihm an. Dazu ließen sie sich einen Mourverdre servieren.

»Ein Hauch von Mistral«, lächelte Zamorra, nachdem ihre Gläser leise klirrend aneinandergestoßen waren.

Das Hauptgericht suchte Nicole aus. Poitrine de Veau, eine Kalbsbrust mit Tomaten und in Öl geschmorten Kürbissen, Dazu wollten sie einen Bellet trinken, einen berühmten Wein aus den Rebhügeln Nizzas.

Gerade als der Kellner das erste Glas eingeschenkt hatte, erloschen einige Lichter. Der große Raum fiel in violettes Halbdunkel.

»Aha, das Übliche«, murmelte Nicole stirnrunzelnd.

Sechs Mädchen waren zwischen den Tischreihen aufgetaucht und auf die Tanzfläche getreten. Unter einem dünnen Schleier, der vom Nacken über Brüste und Schoß herabfiel, schimmerten die nackten Körper.

»Sie sind ein bißchen mager«, sagte Nicole, dabei sah sie kaum hin, als der Tanz begann. »Man sollte ihnen einen Teller mit Essen hinschieben und sagen, setzt euch her und laßt das Gehopse.«

»Schauen Sie die Männer an, Nicole. Das Gehopse scheint für alle einen besonderen Reiz zu haben«, murmelte Zamorra lächelnd.

Der Tanz war zu Ende gegangen, und der Garcon hatte den ersten Gang abserviert, als die Stimme eines Ansagers einen neuen Auftritt ankündigte. »La Charmante Chansonette – Ines de Almagro«, schallte es durch den Raum. Aus dem Hintergrund der Bar trat eine Frau hervor. Ihr schwarzes Haar war schlicht zurückgekämmt.

Das blasse Gesicht und die bloßen weißen Arme bildeten einen starken Kontrast zu ihrem langen dunklen Kleid.

»Ich singe ein spanisches Volkslied.« Sie sagte das auf Französisch mit einer dunklen verhaltenen Stimme. Die Frau strahlte eine Grazie und Zurückhaltung aus, die Zamorra bestach.

Der Begleiter im Hintergrund schlug die Tasten einer Orgel an.

Nach einigen Takten begann die Frau zu singen. Spanische Laute, in einem weichen, verhaltenen Alt.

Zamorra lauschte gespannt. Ein eigenartiger Zauber schlug ihn plötzlich in seinen Bann. Dem Gesang haftete etwas Mystisches an.

Wie der leise, klagende Ton, den der Wind über Abgründe trägt, wirkte die Melodie des zarten, schwermütigen Liedes. Der Text des Liedes erzählte von einem Dorf, über dem ein Fluch lastet. Einem Dorf, aus dem alle Bewohner spurlos verschwunden sind. Der Name des Dorfes kam zweimal, dreimal in dem Lied vor. Santillana del Már.

Im letzten Teil des Liedes legte die Sängerin ihre brennenden Sorgen der Madonna zu Füßen. Sie kniete sich in einer andächtigen Haltung nieder.

Zamorra kam es vor, als wenn die Sängerin ihn unentwegt mit einem fragenden, hilfesuchenden Blick anschaute.

Trotz der völlig andersgearteten Atmosphäre der Bar wirkte der leise, vom Orgelspiel untermalte Gesang. Alle Menschen, die hierhergekommen waren, um sich zu vergnügen, glaubten sich beim Anblick der Knienden in eine Kirche versetzt.

Verhaltener Beifall brach aus, als das Lied zu Ende war. Zamorra war so befangen, daß er keine Hand rührte. Er merkte nicht, wie der Garcon laut mit den Bestecken zu klappern begann.

»Glauben Sie nicht, daß die Vorstellung etwas unpassend war, in dieser Umgebung?« bemerkte Nicole etwas zu laut.

Sofort wandten sich einige Köpfe ihrem Tisch zu. Auch die Sängerin blickte herüber. Es waren nur Sekunden, in denen sie Zamorra ansah. Unwillkürlich zuckte Zamorra zusammen. Die Augen der Frau redeten eine deutliche Sprache, sie flehten um Hilfe.

Als sich die Frau nun verneigte, war Zamorra verblüfft. Sie hob die Hand, als wäre nichts gewesen. »Was ich nun vortrage, ist ein französisches Lied.«

Als erneutes Händeklatschen einfiel, winkte die Sängerin lächelnd ab und sang mit ihrer weichen, verwirrenden Stimme, die alle in ihren Bann schlug. Nachdem sie geendet hatte, verneigte sie sich, und noch während der Beifall erklang, stand sie plötzlich vor Zamorra und Nicole Duval. »Bon soir, Madame, Bon soir, Monsieur.«

Zamorra schnellte hoch, »Madame!«

»Ich hätte Sie gern einmal gesprochen, Monsieur.«

»Sie kennen mich? Bitte, nehmen Sie Platz.« Zamorra bot der Frau automatisch einen Stuhl an. Der Garcon hatte einen Sessel herübergeschoben. Mit einem Kopfnicken dankte die Sängerin, dann setzte sie sich.

»Ich wußte, daß ich Sie treffen würde, Professor Zamorra«, klang ihre dunkle, eindrucksvolle Stimme.

»Sie wollen damit doch nicht sagen, Sie hätten mit unserem Erscheinen in diesem Lokal gerechnet?«, stieß Zamorra hervor.

»Allerdings nicht. Aber ich habe es gewünscht, ganz intensiv gewünscht. Sie wissen ja selber am besten, daß es Verbindungen zwischen Menschen gibt, die sich rational nicht erklären lassen.«

»Sie geben mir allerlei Rätsel auf, Madame«, entgegnete Zamorra.

Aus den Augenwinkeln sah er, daß Nicole, die Lippen spöttisch geschürzt, aufmerksam die Sängerin musterte.

»Die Rätsel sind so groß, daß Sie es sich gar nicht vorstellen können«, murmelte die Sängerin tonlos.

***

In dem Gasthof in Puento San Michel hatte man Hochzeit gefeiert.

Das große Gesellschaftszimmer sah aus wie nach einer Saalschlacht zur Zeit des Bürgerkrieges. Auf dem grauen Linoleum glänzten Lachen von Wein und Schnaps. Weinflecke zierten auch die getünchten hellen Wände. Zerfetzt schleifte die große Fenstergardine auf dem schmutzigen Boden, der runde Tisch davor streckte alle viere in die Luft. In der Ecke bildete eine zerbrochene Stehlampe zusammen mit leeren Weinflaschen ein seltsames Stilleben.

Widerlicher Mief von Rauch, Fusel und Schweiß schwängerte den Raum.

Felipe Ortez, der Wirt und Vater der Braut, verabschiedete die letzten Gäste, die singend und vor sich hin lallend durch die Gasthaustür in

die Nacht hineinschwankten.

Die borstigen Haare hingen Felipe wirr in das Gesicht. Der nicht mehr ganz saubere Hemdkragen klebte zerknittert an seinem Hals.

Der dunkle Anzug war mit Flecken übersät.

»Moment, Moment, Compadre, noch einen Schluck.« Er zog eine halbvolle Schnapsflasche aus der Hosentasche.

»Nein, nein, Sie wissen ja, daß ich nichts vertrage«, wisperte Dr. Amondo, der als letzter Gast gerade den Raum verlassen wollte.

Dr. Amondo war ein hoch aufgeschossener junger Mann mit asketischen Gesichtszügen. Er hatte seine kleine Praxis in Puento San Michel, behandelte aber fast alle Bewohner der umliegenden Dörfer.

Dr. Amondo machte sich aus solchen Feiern nichts und war zu dieser Hochzeit nur erschienen, weil er zu Felipes jüngster Tochter Isabell ein besonders herzliches Verhältnis hatte.

»Na ja, Doktor, ich sage immer, Schnaps ist bloß was für Erwachsene. Aber einen müssen Sie noch mit mir auf die Lampe gießen, damit der Docht nicht trocken wird«, lallte Felipe.

Der schmächtige Doktor zögerte.

»Keine Widerrede, Compadre.« Der Wirt drückte ihn schon auf einen Stuhl. Er war berauscht vom Schnaps und von seiner Freude, eine Tochter unter der Haube zu haben. Es war bei Gott nicht leicht, auf drei erwachsene Töchter aufzupassen. Aber eine war ja nun versorgt und mit dem Doktor und Isabell rechnete er sich schon etwas aus.

Felipe wollte in dieser Stimmung noch nicht alleine sein. »Machen wir uns noch etwas Musik.« Er schwankte zu dem alten Radio in der Ecke. Aus dem Lautsprecher schrillte Koloratur.

»Hören Sie sich die alte Ziege an, Doktor! Da wird einem ja die Milch in der Brust sauer.« Er stellte das Radio wieder ab.

Hinter den Fenstern dämmerte schon schwach der Morgen auf.

»Ich muß aber jetzt wirklich gehen, Señor Ortez«, murmelte der Arzt. »Ich habe heute noch viel Arbeit vor mir.« Der Wirt stand schon mit einem vollen Glas vor ihm.

»Noch einen Schluck auf den Weg, Doktor. Wenn Sie mir den abschlagen, sperre ich Isabell in ein Kloster.«

»Ich werde mich hüten«, lächelte der junge Arzt etwas gezwungen.

»Salute.« Der Wirt setzte einfachheitshalber gleich die Flasche an die Lippen und nahm einen kräftigen Schluck.

»Ah! Das tut einem alten…« Felipe unterbrach sich mitten im Satz. Klirrend zerschellte die Flasche auf dem Boden. Der Wirt schluckte. Seinem verschwommenen Blick bot sich eine Überraschung.

Ein menschliches Bündel stand im Türrahmen, machte einen Schritt, schwankte und fiel lang in den Raum.

»Du lieber Gott«, platzte Dr. Amondo heraus. »Der Mann sieht ja fürchterlich aus.«

»Kommen Sie, Señor Ortez, fassen Sie an.« Der Mediziner wurde blitzschnell aktiv.

Sie schleppten den Geschundenen in einen Nebenraum und legten ihn vorsichtig auf ein leerstehendes Bett. Der Arzt zog ihm die blutbefleckten Fetzen vom Leib und flößte dem Mann etwas Schnaps ein. Der stöhnte, öffnete schwach die Augen. Kein Wort kam über seine Lippen. Der Blick war voller Angst.

Als die Männer den nackten Körper sahen, überlief es sie eiskalt.

Die ganze Haut war schwarz, grün und gelb und wies mehrere Platzwunden auf. Grüngelbe Ränder säumten die Augen, die Nase war blutverkrustet, und Blut klebte auch im Haar.

Felipe, der Wirt, stutzte und forschte in den entstellten Gesichtszügen. Er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß er den Mann kannte.

Mit einemmal war er stocknüchtern. »Das ist doch – ich glaube… Aber das ist doch …?«

»Was glauben Sie, Señor Ortez?« Dr. Amondo wurde aufmerksam.

»Es könnte mein Bruder sein, mein Bruder Manuel!« flüsterte Felipe mit vor Erregung fiebernder Stimme.

***

Nicole Duval, Zamorra und die Sängerin hatten sich in einen kleinen Nebenraum der Bar zurückgezogen. Eine auf dem Tisch stehende Kerze war die einzige Beleuchtung des Zimmers. Die Vorhänge waren zur Seite gezogen und die Fenster halb geöffnet, doch der Abend war schwül, und die hereinschwebende Luft brachte wenig Erfrischung. Von draußen drang das Geräusch leise plätschernden Regens herein. Die Dunkelheit wurde nur von ein paar erleuchteten Fenstern eines Restaurants gegenüber der Bar durchbrochen.

»Ich kam vor einer Woche nach Frankreich«, berichtete Ines de Almagro mit ihrer dunklen, ruhigen Stimme. »Ich wollte Sie treffen. Auf Château de Montagne sagte man mir, daß Sie in New York, zu Besuch bei ihrem Freund Bill Fleming wären, aber bald wieder zurückkämen. Da habe ich diese Stelle hier vorübergehend angenommen. Der Besitzer ist übrigens ein Verwandter von mir. Ich habe diese Aussprache mit brennender Ungeduld herbeigesehnt. Bitte, Professor Zamorra, Sie müssen uns helfen.« Die letzten Worte stieß die Sängerin erregt hervor. Ihre Gesichtszüge waren von verzweifeltem Ernst erfüllt.

Zamorra hob fragend die Augenbrauen. »Nun, wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie mir schon erklären, worum es geht.«

»Es handelt sich um meinen unglücklichen Heimatort und um mein Elternhaus, das Schloß Santillana del Már, das von bösen Dä- monen beherrscht wird. Professor Zamorra, Sie gehören zu den wenigen

Menschen, die über diese Dinge genau Bescheid wissen…«

Die Sängerin redete wohl eine Viertelstunde. Sie sprach schnell, wie gehetzt und mit einem flehenden Ausdruck in den Augen.

Das dumpfe Prasseln des Regens und die bedrückende Schwüle des Abends boten den passenden Hintergrund für Ines de Almagros Geschichte.

»Schreiben Sie vielleicht Gruselromane?« konnte es sich Nicole Duval nicht verkneifen, als die Sängerin geendet hatte. In der kleinen Frage klang offensichtlicher Spott, ja, es hörte sich beinahe wie das Zischen einer Florettklinge an, die auf einen Gegner losschnellt.

Nicole Duval hielt die ganze Geschichte für eine phantastische Dichtung und ausgeklügelte Narretei.

Selbst Zamorra zweifelte an der Echtheit des Berichtes. Erst viel später erkannte er, daß Wort für Wort von dem, was er vernommen hatte, der Wahrheit entsprach.

Die Sängerin runzelte die Stirn und überlegte einen Augenblick, bevor sie antwortete.

»Nein, nein, ich habe kein bißchen übertrieben«, murmelte sie.

»Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich meinen Vater und auch meine Schwester Maria für geistesgestört halte«, setzte sie zögernd hinzu.

»In diesem Falle allerdings sprechen Sie den Psychiater in Professor Zamorra an«, lächelte Nicole und strich eine vorwitzige Locke aus ihrer Stirn.

»Nicole!« Zamorras Gesichtszüge hatten plötzlich etwas Maskenhaftes. »Warum versuchen Sie, Señorita de Almagro mit Ihrer Unfreundlichkeit in die Enge zu treiben?«

»Entschuldigen Sie, Chef«, maulte Nicole griesgrämig, verärgert durch die Wendung, die der so heiter begonnene Abend genommen hatte.

»Ich wollte ihr nur zu verstehen geben, daß wir eigentlich zu unserem Vergnügen hierhergekommen waren.«

Zamorra lächelte schon wieder. Nicoles Logik war ihm nicht fremd. Da sie im Bereich des Übersinnlichen ein regelrechter Muffel war, versuchte sie jedesmal, wenn er sich mit einem neuen, geheimnisvollen Fall zu beschäftigen begann, sein Interesse an den Gespenstergeschichten zu vergällen. Aber dafür hatte Nicole andere, unersetzliche Qualitäten. Nur eben für das weite Gebiet der Parapsychologie, und allem, was damit zusammenhing, fehlte ihr jegliches Verständnis. Was ihn selbst anbetraf, so hatten ihn die Worte der jungen Spanierin mit ihren merkwürdigen Undeutlichkeiten, die zu allerhand Vermutungen Anlaß gaben, völlig in den Bann geschlagen.

»Entschuldigen Sie. Der Maître wünscht mich zu sprechen.« Ines de Almagro erhob sich. »Werden Sie sich des Falles annehmen, Professor?

Bitte.« Angespannt und etwas nervös blickte sie in das Gesicht Zamorras, der sich nun ebenfalls erhoben hatte.

»Nun, ich interessiere mich für solche Dinge. Ich pflege mich mit übersinnlichen Dingen zu beschäftigen. Es ist mein Bemühen, sie zu erforschen, ihnen nachzuspüren, um ihre Zusammenhänge zu entdecken. Was nun Ihren Fall betrifft, so möchte ich nicht leugnen, daß er mich besonders reizt.«

Eine kleine spannungsgeladene Pause entstand, während Zamorra Ines de Almagro nachdenklich musterte. »Ich werde nach Spanien fahren«, murmelte er endlich.

»Gott sei Dank.« Die Sängerin ergriff Zamorras Hand und schüttelte sie heftig. »Fahren Sie schnell, Professor. Ich weiß, daß Sie noch weiteres Unheil verhüten können.«

Der Geschäftsführer stand in der Tür und machte ihr ein Zeichen.

»Ich muß jetzt wirklich gehen«, bemerkte die Spanierin zerstreut.

Sie reichte Nicole freundschaftlich die Hand, verabschiedete sich von Zamorra und verschwand.

»Na, dann werden wir uns mal damit beeilen, ins Bettchen zu kommen. Wie ich Sie kenne, Chef, haben Sie die Absicht, in aller Frühe nach Spanien zu reisen«, wandte sich Nicole mit einem spöttischen Lächeln an Zamorra.

Zamorra schmunzelte. »An Ihren Kenntnissen meiner Charaktereigenschaften habe ich nie gezweifelt. Kommen Sie.«

Wenige Minuten später strebten sie dem Ausgang der Bar zu. Nicole Duvals Augen streiften gelangweilt die Tanzmädchen, die sich gerade, nur mit einem Lendenschurz aus Tüll bekleidet, in einem exotischen Tanz versuchten.

Die Schwüle, die die Atmosphäre des Raumes erfüllte, widerte Zamorra an. Er hatte es plötzlich sehr eilig. Die Begleitumstände des Zusammentreffens mit Ines de Almagro und ihre Worte hatten ihn in eine starke Erregung versetzt.

Als sie vor der Tür standen, rieb sich Zamorra mit der Hand über die Stirn. »Almagro, Almagro«, murmelte er. Irgendwo hatte er diesen Namen schon einmal gehört.

***

Professor Georges Discoud lag in einem breiten weichen Bett. Er hatte hervorragend gespeist, seine Abschürfungen, Prellungen und die kleinen Wunden waren von Maria de Almagro sachkundig behandelt worden, und trotzdem fühlte er sich ziemlich mies.

Was war das für ein geheimnisvoller Ort, an dem er so unvorhergesehen gelandet war? Wie ein Film zogen die Geschehnisse des Abends noch einmal an seinem geistigen Auge vorbei. Das entsetzliche menschliche Wrack am Straßenrand, der Unfall, die

unheimliche Vision mit dem Skelett an der Wand und die Worte des jungen Mädchens von den verschwundenen Dorfbewohnern. Merkwürdig war das alles. Aber diese verschwundenen Menschen, das war es, was Georges vor allem anderen beschäftigte. Es war doch lächerlich, daß im zwanzigsten Jahrhundert sämtliche Einwohner eines Ortes sich einfach in Luft auflösten.

Discoud setzte sich auf und starrte ins Dunkel. Könnte wirklich niemand etwas tun, um dieses Geheimnis zu lüften?

Zamorra, schoß es ihm plötzlich durch den Kopf.

Ja, Professor Zamorra wäre der Mann, der diesen phantastischen, unwirklichen und ungeheuerlichen Dingen auf die Spur kommen könnte.

Nachdem Georges Discoud sich fest vorgenommen hatte, schon am nächsten Tag nach Frankreich zu reisen, Zamorra auf Château de Montagne aufzusuchen und ihm seine Erlebnisse zu schildern, legte er sich aufseufzend zurück.

Noch lange lag er grübelnd wach. Erst nach Stunden fiel er in einen unruhigen Schlaf, in dem ihn wilde, bedrückende Träume quälten.

***

Zu Felipe und Dr. Amondo hatte sich die Wirtin gesellt, eine dicke Frau mit schweren Brüsten. Sie trug einen Morgenrock über ihrem Nachthemd. Ihre Füße steckten in Pantoffeln, und das Haar umrahmte wirr ihr erregtes Gesicht.

Der Mann im Bett war, nachdem er sich mit einem leeren Blick umgesehen hatte, wieder in Bewußtlosigkeit gefallen.

War es wirklich Manuel? Felipes Bruder Manuel, der wie so viele aus diesem verdammten Dorf spurlos verschwunden war? Noch nie hatte man einen der Verschwundenen wiedergesehen, aber wenn dieses zerschlagene Bündel Mensch wirklich Manuel war…?

Die Frau starrte mit flackernden Augen auf das zerschundene Gesicht, aus dessen Mund jetzt ein tiefes Stöhnen drang.

Felipe spritzte etwas Wasser in das Gesicht des Liegenden.

Das Wasser verfehlte seine Wirkung nicht. Manuel Ortez kam langsam wieder zu sich. Aus den dunklen Nebeln vor seinen blutunterlaufenen, geschwollenen Augen trat langsam die Umwelt hervor. Er sah drei besorgte Gesichter auf sich gerichtet. Es dauerte einen Augenblick, bis er sich zurechtfand.

Er erkannte das Gesicht seines Bruders Felipe.

Eine wundersame Ruhe überkam Manuel Ortez.

»Felipe.« Der schmale Mund mit den aufgeschlagenen, geschwollenen Lippen verzog sich zu einem zaghaften Lächeln.

Der Wirt ließ sich auf den Bettrand fallen und brach in ein Schluchzen aus. Die Tränen sickerten durch seine vor die Augen

gehaltenen Finger.

Der Anblick des robusten, schweren Mannes, der wie ein kleines Mädchen weinte, ging Dr. Amondo zu Herzen.

»Mein Bruder«, formten Manuels Lippen mühsam.

»Señor Ortez, beruhigen Sie sich!« Der Arzt packte den Wirt an den Schultern und schüttelte ihn.

Auch die Augen der dicken Wirtin schwammen in Tränen. Der einzige, der lächelte, war das armselige Bündel Mensch im Bett. Um so überraschender kam der Umschwung.

Plötzlich zuckte der geschundene Körper zusammen. Seine hervorquellenden Augen starrten auf die kahle Wand hinter Dr. Amondo, als würde von dort aus jemand auf ihn zukommen.

»Was ist, Manuel? Was hast du?« fragte der Wirt erschrocken.

Manuels geschwollene Lippen bewegten sich. »Er ist da«, flüsterte er tonlos.

Keiner der drei um das Bett versammelten Menschen konnte die Zwiesprache verstehen, die nun einsetzte, und niemand sah den Gesprächspartner.

Die kahle Wand vor Manuels Augen war zu einem verschwommenen Nebel geworden, aus dem sich eine dunkle, in eine Mönchskutte gehüllte Gestalt löste. Schwebend, ohne daß die Füße den Boden berührten, kam sie auf ihn zu.

Manuels Blick war starr auf die Gestalt gerichtet. Er krallte seine Finger in das Laken des Bettes. »Ich habe es ja gewußt«, flüsterte er leise.

»Du bist nicht überrascht, du hast gewußt, daß ich kommen würde, um dich zurückzuholen.« Die dunkle Kapuze klaffte auseinander, und Manuel sah, daß die lautlosen Worte aus dem knöchernen Mund eines Totenschädels drangen.

Das Wirtsehepaar und der Doktor starrten verständnislos und entsetzt in das Gesicht mit den flackernden, hervorgetretenen Augen des Kranken.

»Nein, nein«, brachte Manuel Ortez zwischen den klappernden Zähnen hervor.

Eine knochige Hand fuhr wie ein Speer aus dem weiten Ärmel der Kutte hervor. »Du wirst mich begleiten, du kannst nicht anders.«

Manuel Ortez schloß unendlich langsam die Augen. Er war an jenem Punkt angekommen, wo der schwach glimmende Funken des seelischen Widerstandes erlischt und einer völligen Apathie Platz macht. Wie ein fernes Wetterleuchten tauchte am dunklen Horizont seines Geistes die Erkenntnis auf, daß er verloren war. Die dämonischen Mächte waren stärker gewesen als er.

Manuel spürte keinen körperlichen Schmerz mehr. Alle Bedrängnis und Qual war abgefallen wie das Herbstlaub vom Baum. Seine Seele

begab sich auf die Reise über den schwarzen Strom in unerforschtes Land – in die Ewigkeit – in das Nichts.

»Exitus«, murmelte Dr. Amondo mit tonloser Stimme. Das Grauen schüttelte ihn. Amondo wußte, daß dies kein gewöhnlicher Todesfall war. Der Mediziner hatte sich immer dagegen gewehrt, an Geister, Teufel und Dämonen zu glauben. Für die seltsamen Berichte, die seine Patienten ihm über das Nachbardorf Santillana lieferten, hatte er nie ein Ohr gehabt. Selbst die Organe des Staates hatten es ja aufgegeben, nach den verschwundenen Menschen des Dorfes Santillana zu forschen.

Der Doktor blickte sich suchend um, als erwarte er, Teufel aufsteigen zu sehen. Er sah nur die starren, von tödlicher Blässe überzogenen Gesichter Felipes und seiner Frau.

»Er ist tot«, flüsterte Felipe heiser. Das Sprechen fiel ihm schwer.

Wie im Traum bewegte er sich zum Fenster und schloß es. Seine Bewegungen waren langsam und schwerfällig. Krampfhaft versuchte er, seine Gedanken zu ordnen.

Seine Frau legte sanft ihre Hand auf seine Schulter. »Er hat es überstanden«, murmelte sie.

»Er ist tot.« Die Augen des Wirtes wanderten gequält von der Frau zu Dr. Amondo. »Mein Bruder Manuel ist tot.« Felipe fuhr sich mit der Hand über die Augen.

»Vielleicht bin ich auf dem Holzweg, aber der Teufel soll mich holen, wenn dieser Almagro dort auf dem Schloß nichts damit zu tun hat. Was mir im Kopf herumspukt, ist, daß die Almagros die einzigen in dem verdammten Dorf sind, die am Schluß nicht fluchtartig die Umgegend des Dorfes verlassen haben.«

Die Worte übersprudelten sich, die angestaute innere Erregung machte sich Bahn. Felipes Stirnader schwoll bedenklich an.

»Kann man nicht in solch einem Schloß allerhand Menschen verstecken?« Die Augen des Wirtes glühten. »Ich werde das feststellen«, stieß er heiser hervor.

Der Wirt schob seine Frau zur Seite und stampfte zur Tür, wobei er einen Stuhl umstieß, der polternd zu Boden stürzte. Er stieß die Tür auf und rannte wie gehetzt durch die Gaststube und durch die Haustür ins Freie.

»Felipe, Felipe, bleib hier!« rief die Wirtin, verzweifelt hinter ihm herwatschelnd.

Wie ein junges Mädchen beim ersten Stelldichein, so stand der neue Tag vor der Tür. In seinem ersten grauen Licht rauschte dünner Regen auf das Pflaster herab.

Felipe Ortez, der Wirt, war verschwunden.

Die Wirtin packte den neben sie tretenden Dr. Amondo am Jackenkragen. »Bitte, Doktor«, flehte sie. »Sie müssen ihm helfen.«

***

Etwas in seinem Unterbewußtsein, eine innere Stimme, ein Teil seines Ichs warnte ihn.

Georges Discoud wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als er durch eine innere Alarmglocke aufgeschreckt wurde. Jemand war in seinem Zimmer. Er konnte das schwere Atmen hören. In der Finsternis war die Gestalt jedoch nicht zu erkennen.

Georges war sofort hellwach. Seine Hand tastete vorsichtig zum Schalter der Nachttischlampe.

Da beugte sich die Gestalt über sein Bett.

Discoud warf sich zur Seite, schaltete die Lampe ein und riß sie gleichzeitig zu Boden.

Ein Messer fuhr neben ihm in die Matratze.

Der Franzose stieß sich vom Bett ab, kam auf die Beine und blickte zurück.

Es war Maria de Almagro. Sie saß nackt auf dem Bettrand. In ihren Augen war ein seltsamer, irrer Ausdruck. Sie stand auf, zog das Messer aus dem Bett und kam mit geschmeidigen Bewegungen auf ihn zu.

Ihr Körper war, abgesehen von einem Hang zur Magerkeit, gut proportioniert. Ihre Brüste gehörten nicht in die Kategorie einer Raquel Welch, dazu waren sie zu klein, ihr Bauch wies gerade die richtige Andeutung einer Rundung auf, und ihre Beine waren erstklassig.

Maria de Almagro war körperlich ein Vollblut, das sah Discoud mit einem Blick.

Er hielt den Atem an. »Habe ich Sie erschreckt?« flüsterte das Mädchen leise. Ihr Blick war verschleiert und eigenartig starr.

Einen Schritt vor Georges blieb sie stehen. Mit der rechten Hand umklammerte sie den Griff des Messers und mit der linken Hand die Klinge.

Georges ließ sie nicht eine Sekunde aus den Augen, es ging um Leben und Tod. Dieses junge Mädchen hätte ihn, wenn sie ihn schlafend angetroffen hätte, kaltherzig und ohne die geringsten Hemmungen umgebracht.

Welches teuflische Geheimnis mochte in diesem hübschen Kopf stecken?

»Was soll der Unsinn?« stieß Discoud heiser hervor.

»Siehst du, wie dünn die Linie zwischen Leben und Tod ist? Dünn wie diese Klinge.«

Das Mädchen hielt ihm das Messer unter die Nase.

Georges packte mit einem schnellen Griff ihren Unterarm und entwand ihr das Messer.

In Marias Augen schimmerten plötzlich Tränen. Der wahnsinnige Ausdruck darin war verschwunden. Sie ließ sich auf einen neben ihr

stehenden, ledergepolsterten Hocker fallen.

»Da, ziehen Sie sich das über.« Georges nahm den über dem Fußende des Bettes liegenden Morgenrock und warf ihn ihr zu.

Maria de Almagro nestelte ihn nervös auseinander und schlüpfte hinein. »Also, was soll das alles?«

»Es tut mir leid, aber ich kann über diese Dinge nicht sprechen. Ich bin völlig normal, das müssen Sie mir glauben. Ich bin nicht verrückt, und Sie brauchen vor mir keine Angst zu haben. Aber dieser Tag ist trotzdem der letzte in Ihrem Leben. Sie hätten nicht hierherkommen sollen.«

Das Mädchen schwieg. Eine unbeschreiblich beklemmende Atmosphäre breitete sich nach ihrem Monolog aus.

»Aber Sie wollten mich doch umbringen?«

»Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht.«

Georges Discoud begriff überhaupt nichts mehr.

»Sie sagten, heute wäre mein letzter Lebenstag. Von wem droht mir denn noch eine Gefahr?«

Ein leises Geräusch vor der Zimmertür ließ ihn zusammenzucken.

Das Gesicht des Mädchens überzog sich mit einer tödlichen Blässe.

»Ich – ich habe nichts gesagt«, flüsterte sie leise.

Hastig schlich Discoud zur Tür und riß sie auf. Seine Augen bohrten sich in den dämmerigen Gang. Nichts!

Er schloß die Tür wieder und ging langsam auf das Mädchen zu.

Seine Ruhe täuschte. Eine nie gekannte Angst schnürte ihm die Kehle zu.

Kraftlos und mit hängenden Schultern saß Maria de Almagro wie ein armseliges Bündel da. Über ihre Wangen rollten dicke Tränen.

»Sie wissen doch etwas!« Georges war es erbärmlich zumute. Er kam sich hilflos vor und wußte nicht, was er anderes tun sollte, als das Mädchen auszufragen. »Sie sagten doch, ich müsse sterben, ich meine, Sie sagten, daß dies mein letzter Tag wäre.« Georges packte das Mädchen an den Schultern, riß sie hoch und schüttelte sie heftig.

»Um Himmels willen, machen Sie doch den Mund auf.« Marias Kopf flog hin und her.

»Bitte, lassen Sie mich los«, stieß sie kaum verständlich hervor. Immer noch strömten Tränen über ihr blasses Gesicht.

»Sie sind – ach, ist ja gleichgültig.« Georges stieß das Mädchen heftig von sich, schritt auf das Fenster zu, riß die Vorhänge auseinander und starrte hinaus. Verwundert stellte er fest, daß es schon fast heller Tag war. Als er sich ein paar Atemzüge später umdrehte, war Maria de Almagro verschwunden. Die Tür stand weit offen.

»Maria, Maria!« Georges Discoud rannte aus dem Zimmer und hetzte durch den langen Gang. Seine nackten Füße platschten auf den steinernen Boden.

An der rechten Seite des Ganges war eine Fensterreihe, durch die das erste trübe Licht des Tages drang, an der linken Seite lagen die Türen, die zu den einzelnen Räumen führten.

Da! Georges' Fuß stockte. Vor ihm war eine der Türen einen Spaltbreit geöffnet.

Er zog sie ganz auf. Vor ihm lag derselbe Raum, in dem er am Abend vorher gewesen war. Über den runden Tisch am Kamin war ein weißes Tuch gebreitet, auf dem vier Kerzen standen. Die Kerzen brannten flackernd, und der Totenschädel an der kahlen Wand schien sich zu bewegen.

Maria de Almagro lehnte unter dem Bild an der Wand. Der flackernde Kerzenschein umschmeichelte ihr blutleeres Gesicht. Sie trug noch den viel zu weiten Morgenrock.

Als sie den Eintretenden sah, entrang sich ihren Lippen ein kleiner Schrei. Der Ton hallte in dem stillen Raum gespenstisch wider.

»Maria, warum sind Sie fortgelaufen? Sie müssen mir erklären, was Ihre Andeutungen bedeuten«, sagte Georges leise. Stumm an die Wand gepreßt, stand sie da. Nicht ein Wort drang aus ihrem Mund.

Georges trat näher. Er mußte das Mädchen zum Sprechen bringen.

»Lassen Sie uns wie zwei vernünftige Menschen reden, Maria.«

Maria de Almagro wich zwei Schritte zur Seite.

Georges wollte ihr folgen, aber es gelang ihm nicht. Wie an einer unsichtbaren Schnur gezogen, schritt er auf die rauhe, kahle Wand zu. Die Mauer schien mit tausend Armen nach ihm zu greifen. Etwas unvorstellbar Grauenhaftes kam auf ihn zu.

Mit einer letzten, verzweifelten Willensanstrengung versuchte Georges Discoud zurückzuspringen, aber es wurde nur ein Zucken seiner Glieder. Das Unfaßbare geschah.

Die Füße, die Hände und der gesamte Körper tauchten in die massive Wand ein.

Georges Discoud war Sekunden später spurlos verschwunden.

***

Der Regen klatschte auf die schlammige Straße, und der Wind schüttelte die Räume.

Felipe hatte sich kurzerhand ein vor einem Haus abgestelltes Fahrrad gegriffen, sich darauf geschwungen und war losgeradelt. Der Alkohol in seinem Blut und das plötzliche Auftauchen und Sterben seines verschollenen Bruders hatten ihn so aufgewühlt, daß ihm das Unsinnige seines Handelns nicht bewußt wurde. Er war davon überzeugt, daß die Wurzel allen Unheils auf dem Schloß zu suchen waren. Felipe Ortez wollte es jetzt wissen. Ohne Kopfbedeckung und schützendem Umhang strampelte er über die regennasse Landstraße – dem Schloß Santillana del Már entgegen.

Es war inzwischen schon ziemlich hell geworden. Obwohl er, genau wie fast alle Bewohner der näheren Umgebung, den Ort Santillana in den letzten Jahren wie die Pest gemieden hatte, kannte er sich aus.

Keuchend und schwer in die Pedale tretend, kämpfte er gegen Wind und Regen an. Das halb im Wald liegende, verbeulte Auto sah Felipe überhaupt nicht. Sein Herz klopfte rasend, und der Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Nach einer halbstündigen Fahrt hatte Felipe Ortez sein Ziel erreicht. Die dunkle Silhouette des Schlosses lag vor ihm. Weit und breit war keine Menschenseele zu entdecken. Nicht einmal eine Katze strich um die wie tot liegenden Mauern und Gebäude des Schlosses.

Der Drahtesel flog achtlos in den Straßengraben. Langsam stampfte Felipe den teilweise mit Gras bewachsenen Anfahrtsweg hinauf.

Sein Blick streifte die Zinnen und Türme und die aus Felsstein gehauenen schwarzen Mauern mit den vielen Fenstern, die ihm wie blinde Augen entgegenglotzten. Irgendwo erklang Hundegebell.

Einen Augenblick blieb Felipe zögernd stehen. Er fuhr sich mit den Fingern seiner rechten Hand zwischen Hemdkragen und Hals.

Der Schimmer einer Ahnung über die Gefährlichkeit seines Unternehmens erfaßte ihn. Schwach erkannte er, daß seine Handlungsweise im krassen Widerspruch zu seiner sonstigen strikten Vorsicht lag. War er nicht immer jeder Gefahr gerne aus dem Weg gegangen?

Nicht zu glauben, wie er, den Freunde schon mal spöttisch als Feigling bezeichnet hatten, jetzt in seinen triefenden Kleidern vor diesem verrufenen Schloß stand. Das immer wilder werdende Gebell der Hunde ängstigte Felipe und erhöhte seine Unsicherheit. Warum war er überhaupt hier?

Felipe mußte sich zwingen, an den Mann zu denken, der vor einer knappen Stunde vor seinen Augen gestorben und der sein Bruder gewesen war.

Er mußte sich, verflucht noch mal, zusammenreißen. Der Wirt gab sich einen Ruck und setzte sich wieder in Bewegung.

Langsam stieg er die ausladenden Stufen der großen Treppe empor. Seine Hand ergriff den Knauf der schweren, mit großen Eisenbeschlägen versehenen Eingangstür. Die aus massivem Holz gebaute Tür war nicht verschlossen. Leise knarrend gab sie dem Druck von Felipes Händen nach, und ebenso leise knarrend schloß sie sich hinter ihm.

Im Innern des Gebäudes herrschte Grabesstille. Das Gebell der Hunde drang nur noch gedämpft an Felipes Ohren. In schwaches, fahles Licht gehüllt, lag die riesige Halle vor ihm.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Augen Felipes an das schummerige Licht gewöhnt hatten. Erneut beschlich ihn ein ungutes Gefühl.

Noch nie war er im Innern des Schlosses gewesen. Felipe versuchte, das ihn plötzlich überkommende ängstliche Gefühl abzuschütteln.

Nur schwerlich gelang es ihm. Es kostete ihn einige Überwindung, die Halle zu durchqueren. Immer wieder redete er sich ein, daß sein Bruder in diesem Schloß gefangengehalten und zu Tode gequält worden war. Man konnte ja nicht tatenlos zusehen. Irgend jemand mußte ja einmal etwas gegen die Verbrecher unternehmen. Mit diesen Gedanken gelang es ihm immer wieder, sich selber anzufeuern.

Langsam tappte Felipe Ortez durch die dämmrige Halle. Undeutlich sah er die Schwerter, Lanzen und Hellebarden, die neben großen dunklen Gemälden an den Wänden hingen.

Da zuckte er plötzlich zusammen.

Ein dumpfes Geräusch war an seine Ohren gedrungen.

Felipe sah den Treppenaufgang an der rechten Seite der Halle.

Jetzt handelte er nur mechanisch und ohne lange zu überlegen. Er wandte sich der Treppe zu und schlich, die Stufen vorsichtig an den Seiten betretend, leise hinauf.

Gerade als er sich von der Treppe gelöst hatte, hörte er eine Stimme undeutlich etwas rufen.

Am Ende des Ganges tauchte eine Gestalt auf. Ein Mann, nur mit einem Schlafanzug bekleidet, rannte direkt auf ihn zu.

Felipe drückte sich hinter einen Pfeiler und hielt den Atem an. Unmittelbar vor ihm hörte das klatschende Geräusch der nackten Füße auf. Der Wirt glaubte sich schon entdeckt und wollte aus seinem Versteck hervortreten, da sah er mit einem Auge, daß der Mann direkt vor ihm eine Tür öffnete. Der Unbekannte sprach mit jemand und trat dabei langsam in den hinter der Tür liegenden Raum.

In seiner Aufregung achtete der Wirt nicht auf die Worte, die der Mann sprach, aber er sah von seinem Standort aus mit einem Blick alle Einzelheiten des Raumes, in den er getreten war.

Die schweren Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen. Das Zimmer lag im gelblichen Schein von vier brennenden Kerzen, die auf einem mit einem weißen Tuch bedeckten Tisch standen. Felipe sah das Bild mit dem grinsenden Totenschädel und erschauerte.

Nun passierte etwas, was Felipes Gehirn so schnell nicht begreifen konnte.

Der Mann im Schlafanzug ging auf die Wand zu, er hielt nicht an, er prallte nicht zurück, wie in eine Nebelwand tauchte er in sie hinein und verschwand.

Still und ruhig, als ob nichts gewesen wäre, lag der Raum vor ihm.

Nur die Kerzen brannten flackernd auf dem Tisch.

Felipe Ortez fuhr sich mit der Hand über die Augen. Aus allen Poren brach gleichzeitig der Schweiß.

Das konnte doch nicht wahr sein! Seine Augen hatten ihn genarrt,

oder…? Die vielen Vermutungen und Gerüchte über dieses Schloß fielen ihm ein. Hier gab es böse Geister und Dämonen, davon war der Wirt jetzt felsenfest überzeugt. Dagegen konnte man nichts machen, man war einfach machtlos.

Ein Zittern lief durch Felipes Körper. Er fühlte einen Wunsch heiß in sich aufsteigen. Den Wunsch, weit weg von diesem unheimlichen Schloß zu sein. Und er verfluchte seine Idee, hierhergekommen zu sein.

Er drehte sich um und stolperte wie in Trance die Treppe hinunter.

Felipe Ortez wußte nicht, wie er aus dem Schloß herauskam. Er stand plötzlich im strömenden Regen mitten auf der Straße.

Ein Motorrad knatterte heran und hielt unmittelbar vor ihm. Dr. Amondo, in Lederkleidung und mit Sturzhelm, saß auf der schweren Maschine.

Felipe schwang sich auf den Rücksitz.

»Fahren Sie los, Doktor!« brüllte er.

***

Für einen Augenblick war es stockfinster um Georges Discoud. Ein unsichtbarer Ring preßte ihm die Brust zusammen und ließ seinen Atem stocken.

Plötzlich umflutete ihn greller Lichtschein. Georges schloß geblendet die Augen. Er spürte, daß er wieder Luft bekam und atmete erleichtert auf.

Als er Sekunden später die Augen öffnete, glaubte er zu träumen.

Eine fremdartige, gespenstische Landschaft breitete sich im Schein einer unnatürlich hellglühenden Sonne vor ihm aus.

Er stand auf einer Felsenplattform. An den Hängen um ihn herum waren Mauern, Häuser, Türme – eine Stadt.

Weißer Granit leuchtete in der hellen Sonne. Im Hintergrund wechselte sich eine graslose Steppe mit kahlem Fels und dichtem Urwald ab.

Georges preßte seine Augen zusammen und riß sie wieder auf. Er kniff sich in die Wange und spürte den Schmerz. Nein, er träumte nicht.

Immer wieder ließ er seinen Blick in die Runde gleiten. Alles um ihn herum war unwirklich und tot. Nur ein leiser, um die Felsen wehender Wind streifte seine Wangen.

Discoud fand keine Erklärung dafür, was mit ihm geschehen war und wo er sich befand. Er versuchte zu rekonstruieren.

In schemenhaften Bildern zog es in seiner Erinnerung vorüber.

Das Schloß, Maria de Almagro, die Wand. Ja, die Wand, diese verfluchte Wand. Sie hatte ihn förmlich aufgesogen.

Er drückte seine Handflächen gegen die schmerzenden Schläfen.

Von einer Wand verschluckt, das gibt es doch nicht. Und dann diese gespenstische Höllenlandschaft um ihn herum. War er tot?

Aber nein, wer tot ist, dem schmerzt der Schädel nicht, dem klopft nicht das Herz bis zum Hals hoch.

Mitten in seiner Ratlosigkeit sah er eine Gestalt hinter einer Felsennadel hervortreten.

Georges Discoud atmete erleichtert auf und lief auf sie zu. Er war nicht mehr allein in dieser fremden Welt. Da war noch jemand in der gleichen Lage wie er. Die Gegenwart eines lebenden Wesens erfüllte ihn mit Hoffnung. Nun würde er vielleicht eine Erklärung für das erhalten, was mit ihm geschehen war. Und dann würde er sicher auch wieder aus diesem Alptraum herausfinden.

Die Gestalt war regungslos neben dem Felsen stehengeblieben. Sie war riesengroß und in eine schwarze Mönchskutte gehüllt. Das Gesicht war von einer dunklen Kapuze verhüllt.

Georges Discouds Schritte wurden immer langsamer. Wenige Schritte vor der unbeweglichen Gestalt blieb er stehen. Ein Gefühl der Drohung ging von dem Kapuzenmann aus. Georges Discoud ahnte, daß sich hinter der Maskerade etwas unvorstellbar Grauenhaftes verbarg. Stumm und hilflos starrte Georges sein Gegenüber an.

Mit Gewalt riß sich Georges zusammen.

»Bitte, sagen Sie mir, wo ich hier bin.« Im letzten Winkel seines Hirns hatte er noch die Hoffnung, daß sich alles als böser Scherz herausstellen wurde. Der fromme Wunsch sollte sich aber als Irrtum erweisen.

Der Mann in der Mönchskutte streifte die Kapuze in den Nacken.

Georges blickte entsetzt auf einen dunklen Totenschädel mit dem bleckenden Gebiß und großen, leeren Augenhöhlen. Nur für den Bruchteil einer Sekunde war er zu sehen, dann hatte er sich blitzartig in ein kantiges menschliches Gesicht mit rötlicher Haut, leicht hervorstehenden Backenknochen und kahlem Kopf verwandelt.

Es waren die Züge des Verwalters José, die sich auf dem makabren Schädel bildeten.

»José?« würgte Discoud mühsam hervor.

Der andere maß ihn mit kalten Augen und schmalen Lippen.

»Wie gefällt Ihnen mein Reich, Señor?«

Die Worte hallten laut in Georges' Ohren nach. »Wer sind Sie in Wirklichkeit, und wo befinden wir uns hier?« krächzte er. Der Riese in der Kutte verzog die schmalen Lippen.

»Das wirst du armseliger Mensch nicht so leicht begreifen. Ich bin Atahualpa, der letzte regierende Sohn der Sonne. Mein Reich liegt zwischen Diesseits und Jenseits. Du wirst in Zukunft ein Helfer meines großen Werkes sein. Versuche nicht, mir zu entkommen. Es ist zwecklos. Und nun komm mit.«

Der Kuttenträger drehte sich um und stieg eine in die Felsen gehauene Treppe hinab. Obwohl er sich dagegen sträubte, wurde Georges wie ein Hündchen an der Leine an einem unsichtbarem Faden hinter ihm hergezogen. Er erinnerte sich. Genauso war es, als er durch die Mauer gegangen war. Discoud kam zu der bedrückenden Erkenntnis, daß seine Glieder nicht mehr ihm, sondern einem fremden Willen gehorchten.

Wie eine Marionette folgte er dem hochgewachsenen Mann in der dunklen Kutte. Es ging über Treppen, durch Straßen, an Mauern und riesigen Blöcken vorbei. Sie bogen um Säulen und Pfeiler herum und passierten trapezförmige Tore. Und ringsum herrschte Totenstille.

Keine Autos und keine Passanten belebten die mit Gräsern überwucherten Straßen der toten Stadt. Glatt und nackt, reglos und totenstill, gleich einem riesigen Ungeheuer aus grauer Vorzeit lag sie da, wie sie schon seit vielen tausend Jahren gelegen, von Menschenhand unverändert und nur vom Zahn der Zeit benagt.

Und doch gab es auch in dieser Totenstadt Leben und Bewegung.

Das merkte Discoud aber erst, als er hinter seinem Führer um einen letzten großen Marmorblock am Rande der Stadt trat.

Eine riesige Baustelle, flankiert von einer Reihe langgezogener Hütten lag vor ihnen. Dicke gelbe Staubwolken wirbelten in kurzen Intervallen über die große, rechteckige Grube, und ein beißender widerlicher Geruch schwängerte die Luft.

Das Bild, das sich Georges' Augen bot, ließ keinen Zweifel darüber, was ihn erwartete.

Ausgemergelte Männer arbeiteten, von dunklen, fast nackten Gestalten mit Schlägen und Tritten angetrieben, in der Grube. Georges erkannte, daß die Peiniger Indios waren. Aber diese Indios waren keine Menschen. Das waren Bestien, dunkle Teufel, von der Hölle ausgespieen.

Ein infernalisches Konzert, gemischt aus Wimmern, Schreien, Gebrüll und Hohnlachen drang mit dem Wind zu ihm herüber.

Dies war eine Stätte des Terrors, in dem die Kreatur gequält und zu Tode gefoltert wurde und jede menschliche Würde in der Kloake von Blut und Tränen ertrank.

Und von oben, vom blaßblauen Himmel, brannte die unnatürlich hellglühende Sonne auf Schinder und Geschundene.

***

Das unsichere Gefühl, das Felipe Ortez bei seinem kurzen Aufenthalt auf Schloß Santillana gehabt hatte, hatte seinen Grund.

Jede seiner Bewegungen war von den Augen des Verwalters beobachtet worden. Haß, Verderben und Hohn lagen in Josés Blick, als Felipe aus dem Schloß rannte und sich unten auf der Straße auf

den Rücksitz von Dr. Amondos Motorrad schwang.
Der undurchsichtige Riese war kein Mensch, kein Wesen aus Fleisch und Blut. Er war ein Dämon aus den dunklen Urwäldern zwischen Urubamba und Apurimac. An tausend Orten gleichzeitig schien das unheimliche Wesen tätig werden zu können.
In dieser Sekunde, als er durch die schmutzige Scheibe an der Vorderfront des Schlosses dem davonrennenden Felipe nachsah, und er drüben in der anderen Welt Georges Discoud durch die tote Stadt führte, tauchte er an einem dritten Ort auf.
An der Straße, einige hundert Schritte oberhalb des Schlosses, wuchs die riesenhafte Gestalt von über zwei Metern neben dem ramponierten Fiat Discouds wie ein großer Pilz aus der Erde empor.
José stemmte seine breit ausladenden Schultern gegen das Auto.
Fast mühelos gelang es ihm, den Unfallwagen quer über die Straße zu schieben.
Dr. Amondo, der leicht geduckt auf der Maschine saß und gerade den Gasgriff voll aufgedreht hatte, sah das heranrollende Hindernis durch die regenbeschlagene Motorradbrille hindurch etwas zu spät.
Nach einem grellen Kreischen und Quietschen dröhnte der dumpfe Knall des Aufpralls durch den lautlosen Morgen.
Während Dr. Amondo und Felipe Ortez über das Hindernis hinweg nach vorn geschleudert wurden, bohrte sich das Motorrad unter Knirschen und Krachen förmlich in den Fiat hinein und blieb mit dem breiten Lenker im Innern des Wagens verkeilt hängen. Der Motor der Maschine schwieg, nur das frei in der Luft hängende Hinterrad bewegte sich noch in rasenden Umdrehungen.
Stille breitete sich aus.
Auch der unheimliche Schloßverwalter, der mit übereinandergekreuzten Armen regungslos dastand, gab keinen Laut von sich. Ein triumphierendes grausames Lächeln lag um seinen Mund.
Während Dr. Amondo, der in einen dichten Busch geschleudert wurde, nicht sichtbar war, lag Felipe, der Wirt, acht bis zehn Schritte weiter, mitten auf der Straße. Er lag halb auf der Seite, seine rechte Körperhälfte berührte das Pflaster. Das Gesicht mit den geschlossenen Augen war bleich. Aus seinem rechten Mundwinkel sickerte ein dünner Blutfaden.
Der unheimliche Riese stand jetzt dicht vor ihm. Seine rechte Pranke umklammerte plötzlich den Griff einer Machete.
Mit seiner riesigen linken Hand griff der Verwalter in Felipes Haarschopf. Brutal riß er den Bewußtlosen in die Höhe. Weit holte er mit dem waffenbewehrten Arm aus.
Die Machete zischte durch die Luft, traf das Genick und trennte mit einem Schnitt den Kopf vom Körper des unglücklichen Mannes.

Felipe wurde regelrecht enthauptet. Sein kopfloser Körper sank auf das Pflaster der Straße zurück. Der unheimliche Verwalter schleuderte den Kopf in hohem Bogen in ein Gebüsch, gleichzeitig verschwammen seine Umrisse, lösten sich in Nebelfetzen auf, und noch während der Kopf krachend in dem Gebüsch landete, war die Gestalt verschwunden.

Nur die Trümmer der ineinander verkeilten Fahrzeuge und der kopflose Rumpf Felipes mit dem blutigen Halsstumpf lagen auf der Straße.

Wäre Dr. Amondo etwas schneller gewesen, hätte er das grausame Geschehen beobachten können, und er wäre vielleicht selber ein Opfer des Dämons geworden.

Durch seinen Sturzhelm war der Aufprall gemildert worden, und seine Ohnmacht hatte nur Sekunden gedauert. Der Arzt hatte das Gefühl, als wären ihm sämtliche Knochen im Körper zerbrochen.

Nachdem er einigemal tief durchgeatmet hatte, wälzte sich Amondo mühsam auf die Seite. Stöhnend stemmte er sich in die Höhe. Plötzlich flog etwas durch die Luft und landete dicht vor seinen Füßen im hohen Gras.

Erst beim zweiten Blick erkannte der Arzt den fußballgroßen blutigen Gegenstand.

Einen menschlichen Kopf!

Das bleiche Gesicht in dem blutigen Klumpen trug Felipes Züge, die geschlossenen Augenlider zuckten, und das eine Auge schien ihm noch zuzuzwinkern.

Dr. Amondo zuckte zusammen. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Sein Gehirn weigerte sich, das zu glauben, was seine Augen sahen. Kälteschauer jagten ihm über den Rücken. Nach und nach erst wurde ihm bewußt, daß es kein böser Traum war, sondern schreckliche Wahrheit. Es war wirklich der abgeschlagene Kopf Felipes, der da vor ihm lag. Die Erkenntnis erfaßte ihn mit einer Stärke, die ihm den Schweiß aus allen Poren trieb.

Der im Umgang mit blutigen Körperteilen vertraute Arzt nahm zögernd, mit schweißnassen, Fingern, den Kopf bei den Haaren auf und zwängte sich leise ächzend aus dem Gebüsch auf die Straße.

Dort, in nur drei Schritten Entfernung, lag der kopflose Körper Felipes in einer riesigen Blutlache, Mit versteinertem Gesicht, vor Schmerzen leise stöhnend, humpelte er darauf zu. Langsam legte er den Kopf an die Stelle, an die er gehörte.

Er hatte noch mit dem Auge gezwinkert, schoß es plötzlich durch sein Hirn. Der Mediziner begann fieberhaft zu überlegen. Dr. Amondo wußte, daß das Hirn, wenn der Kopf vom Körper eines Menschen getrennt ist, noch dreißig Sekunden lebt. Es konnten also noch keine dreißig Sekunden vergangen sein, daß Felipes Kopf von seinem Körper

getrennt worden war, als er vor seine Füße flog.

Der Doktor sah mit weit aufgerissenen, angstvollen Augen um sich. Er spürte, daß eine Macht der Hölle ihn umlauerte. Seine Augen fuhren über die ineinander verkeilten, verbeulten Fahrzeuge und über die nassen Bäume und Sträucher am Straßenrand.

Wieder blieb sein Blick auf dem blutigen Leichnam Felipes, mit dem lose danebenliegenden Kopf haften.

Ein teuflisches Gelächter mischte sich unter das leise Heulen des über die Bäume fegenden Windes. Dr. Amondo hielt es nicht mehr auf seinem Platz. Blindlings rannte er los.

***

Professor Zamorra und Nicole Duval waren schon in den frühen Morgenstunden aus Paris in Richtung Madrid abgefahren. Bis Astorga waren sie noch in den bequemen, gepolsterten Sitzen eines durchgehenden Zuges gereist. Jetzt hockten sie auf einer harten Bank, in einem stickigen Wagen einer kleinen Bahn der Nebenlinie, die sie zu ihrem Ziel bringen sollte.

Ein Mann schnarchte in einer Ecke mit halboffenem Munde. Das stetige Brausen des fahrenden Zuges erfüllte die Luft.

Komische Welt, dachte Nicole, die ein einfaches, aber doch elegantes Reisekostüm trug. Gestern um dieselbe Zeit waren sie noch in Richtung Loire-Tal gereist und hatten nicht im geringsten geahnt, daß sie sich heute schon in Nordspanien befinden würden.

Die Bahn nahm ratternd und kreischend eine Kurve. Kurz darauf, auf der geraden Strecke, ging das laute Tosen wieder in ein gedämpftes, regelmäßiges Brausen über.

»Ich möchte nicht in Sie dringen, Chef, aber seit genau fünfzehn Minuten haben Sie kaum ein Wort gesagt«, lächelte Nicole etwas unsicher ihr Gegenüber an.

Zamorra hatte sich in die Pergamentrollen aus dem Trödlerladen vertieft und seine Umwelt völlig vergessen. Nur im Unterbewußtsein nahm sein Gehörsinn das Geräusch der rollenden Räder des Zuges und die Worte Nicoles auf.

Er hob den Kopf. Mit einem geistesabwesenden Ausdruck streifte sein Blick das hübsche Gesicht seiner Sekretärin und vertiefte sich dann wieder in die Lektüre der Pergamente.

Nicole Duval, die ein guter Beobachter war und schon einige Zeit so quasi Schulter an Schulter mit Zamorra lebte, wunderte sich nicht über die sonderbare Reaktion des Professors.

Wenn Zamorra so blind und taub für seine Umwelt war, und wenn er diesen gespannten Gesichtsausdruck hatte, dann war er wieder dabei, hinter die Dinge zu sehen.

Dämonen, Gespenster, Vampire und der ganze Hexenspuk gaben sich

dann in Zamorras schmalem Schädel ein Stelldichein.

Nicole zog resigniert die Augenbrauen hoch, und sah seufzend zum Fenster hinaus.

Der Zug ratterte durch einen Tunnel. Von den Ventilatoren strich ein kalter Luftzug über Nicoles Wuschelkopf.

Vor dem geistigen Auge Zamorras aber war eine fremde, bunte Welt auferstanden. Eine Welt mit dunklen Abgründen, schwindelnden Höhen, dichtem Urwald, Wildnis und zerklüftetem Gebirge. Ereignisse, die schon über vierhundert Jahre zurücklagen, zogen an ihm vorüber.

Peru, zur Zeit des Eroberers Pizarro.

Die Pergamente waren von einem Mönch und Zeitgenossen Pizarros geschrieben. Sie berichteten von den verbrecherischen Machenschaften des Eroberers gegen den Herrscher des Inkareiches, Atahualpa. Der Inkakönig hatte im Jahre 1531 mit sechstausend unbewaffneten Kriegern und einem Schwarm von Dienern Pizarro einen Freundschaftsbesuch abgestattet. Die ganze Pracht des uralten Reiches war dabei entfaltet worden.

Atahualpa saß in einem mit Gold und Edelsteinen ausgelegten Tragsessel.

Plötzlich begannen die Spanier ein entsetzliches Morden und Töten. Sie feuerten aus versteckten Geschützen mitten in die wehrlosen Indios hinein. Sie rissen den König von seinem Tragsessel und nahmen ihn gefangen.

Der Inkaherrscher erfuhr sehr schnell, was die Spanier von ihm wollten. Er sollte sein Gefängnis bis zur Decke mit Gold und Silber anfüllen, dann würde er wieder freigelassen.

Atahualpa erfüllte ihren Wunsch. Seine Untertanen trugen Gold und Silber zusammen und schichteten es im Gefängnis ihres Herrschers auf.

Pizarro, der sah, wie leicht der Inkakönig das Lösegeld zahlen konnte, gab ihn nicht frei, sondern forderte eine erhöhte Summe.

Wieder schleppten die Indios kostbare Schätze herbei.

Atahualpa aber kam nie wieder frei. Ihm wurde Verrat und Verschwörung gegen die Spanier vorgeworfen. Er wurde durch ein spanisches Gericht zum Flammentod verurteilt, später zum Tod durch Erwürgen begnadigt und nach zehnmonatiger Gefangenschaft erdrosselt.

Das war nur ein Teil der Schilderungen, die in steiler, enggefaßter Schrift die Pergamentrollen ausfüllten.

Eine der Rollen aber fand das besondere Interesse Professor Zamorras.

In ihr war die Rede davon, daß die Geister der Inkas sich an Pizarro rächten. Sie bedienten sich dabei sogar eines Spaniers mit dem Namen

Almagro, der den goldgierigen Eroberer in seinem Palast überfiel und erstach. Wörtlich schloß die Schrift: *Irgendwo in den riesigen Urwäldern der Anden sitzen die Geister der Inkas. Irgendwann werden sie wieder erscheinen, um die Untaten der Spanier zu rächen.*

Zamorras Blick blieb auf dem Namen von Pizarros Mörder hängen. Almagro!

Ihm dämmerte eine Ahnung auf, noch sehr vage und verschwommen, aber immerhin schälte sich ein Anhaltspunkt aus dem Nebelmeer der Vermutungen.

Zamorra rollte die Pergamente zusammen und richtete seinen Blick auf Nicole.

»Erinnern Sie sich an den Namen der Sängerin?« fragte er etwas heiser. Nicole lächelte. »Natürlich erinnere ich mich daran. Almagro, warum?«

»Weil genau derselbe Name in diesen Pergamenten erwähnt wird.«

Das Lächeln in Nicole Duvals Gesicht verwandelte sich in leichtes Erstaunen. Eigentlich hob sie nur ihre Augenbrauen ein paar Millimeter an, um ihr Erstaunen anzudeuten. Sie musterte den Professor nachdenklich. »Seltsam«, murmelte sie. »Aber was soll das schon heißen?« Nicole sah, daß Zamorra sich in aller Seelenruhe eine Zigarette anzündete.

»Das soll weiter nichts heißen. Ich will nur, daß Sie meinen Entschluß zu dieser Reise verstehen, und daß Sie mir nicht zu beweisen versuchen, daß ich Gespenster sehe und daß mich Hirngespinste zum Narren halten.« Zamorra lächelte, lehnte sich zurück und blies einige kunstvolle Rauchringe in die Luft.

Nicole legte ihren Kopf zur Seite und schnitt eine kleine Grimasse.

»Aber Chef, das mit dem Namen kann doch reiner Zufall sein«, sagte sie leicht spöttisch. Sie strich mit der Hand über ihre, in den verschiedensten Farbtönen schillernde hochgetürmte Frisur. Es sah aus, als wische sie damit sämtliche Schwierigkeiten und Probleme weg.

Zamorra lag die Bemerkung auf der Zunge, daß man Dinge und Zusammenhänge, die man nicht sehen will, eben auch nicht sieht.

Aber er erinnerte sich rechtzeitig, daß Nicole, allen anderen Angelegenheiten verständig und aufgeschlossen gegenüberstehend, in dieser Hinsicht jedoch wie eine Gummiwand reagierte, von der jeder Versuch, sie zu überzeugen, federnd zurückprallte, und er schluckte seine Bemerkung noch rechtzeitig hinunter.

»Es kann natürlich auch ein Zufall sein«, entgegnete Zamorra höflich. Er lächelte, streckte behaglich seine Beine aus und blickte aus dem Fenster auf die vorübergleitende Landschaft. Nach wenigen Sekunden schon erstarb das Lächeln.

Die geheimnisvollen Sätze: »Irgendwo in den riesigen Urwäldern der

Anden sitzen die Geister der Inkas. Irgendwann werden sie wieder erscheinen, um die Untaten der Spanier zu rächen«, spukten in seinem Kopf herum.

Trotzdem die Anden am anderen Ende der Welt lagen, ahnte Zamorra, daß er schon sehr bald mit diesen Geistern zu tun haben würde.

***

Die Bremsen kreischten. Rumpelnd und in allen Fugen ächzend, kam der kleine Zug zum Stehen.

Nicole Duval und Zamorra sprangen auf einen winzigen Bahnsteig.

Das zu neunzig Prozent aus Holz gebaute kleine Bahnhofsgebäude war dunkel und verwittert, und die wenigen schmutzigen Fenster schienen seit einem Jahr nicht mehr geputzt worden zu sein.

Einen Augenblick lang sahen sich Nicole und Zamorra ein wenig hilflos um.

Nicole beschlich ein Gefühl des Unbehagens.

»Ich glaube, hier sind wir am Ende der…«

»Entschuldigen Sie bitte«, unterbrach sie eine unbekannte höfliche Männerstimme in französischer Sprache.

Vor ihnen stand lächelnd der Mann, der in ihrem Abteil geschlafen hatte. Er trug einen Tweedanzug. Seine von Fältchen umgebenen Augen blickten scharf über der Nase, aber seine besondere Prägung erhielt das Gesicht durch den dunklen gestutzten Bart. Der linke Ärmel steckte leer in der Jackentasche, und die Schulter war an dieser Stelle etwas in die Höhe gezogen. In seiner rechten Hand hielt der Fremde einen kleinen Koffer und Nicoles Köfferchen.

Der Bärtige verbeugte sich. »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie anspreche, Madam, aber Sie haben Ihren Koffer vergessen.«

»Ja«, sagte Nicole und sah überrascht auf, »ich habe ihn tatsächlich vergessen.«

Der kleine Zug setzte sich gerade wieder in Bewegung.

»Ihr Zug fährt ab«, meldete sich Zamorra.

»Nein, nein«, erwiderte der Fremde lächelnd und stellte die beiden Koffer ab.

»Ich habe in der Gegend zu tun. Übrigens, mein Name ist Perez, Juan Perez.« Wieder deutete er eine leichte Verbeugung an.

Zamorra stellte Nicole und sich selber vor.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?« fragte der Spanier eifrig, wobei er seinen Blick nicht von Nicoles Anatomie ließ.

»Wenn Sie uns ein Fahrzeug besorgen könnten, das uns von diesem, sagen wir – nicht gerade gemütlichen Bahnhof – nach Santillana del Már bringt«, antwortete Zamorra.

Die Gesichtszüge des Spaniers veränderten sich, als er den Namen

des Ortes hörte, zu dem sie wollten.

»So, nach Santillana del Már wollen Sie?« murmelte er mit einem dünnen Lächeln. »Aber natürlich, das paßt ausgezeichnet. Genau dahin will ich auch. Mein Wagen müßte jeden Augenblick kommen.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte tauchte in diesem Augenblick ein dunkler Peugeot neben dem verlotterten Bahnhofsgebäude auf.

Ein riesiger, dunkler Schatten, zu groß fast, um einem Menschen aus Fleisch und Blut zu gehören, quoll aus dem Auto. Ein riesiger kahlköpfiger Bursche kam auf sie zu und blieb nach einem kurzen Gruß stumm vor ihnen stehen.

Zamorra musterte den Riesen unter halbgesenkten Lidern hervor.

Er spürte eine seltsame Erregung. Seine unsichtbaren Antennen vibrierten.

»Das ist José, der Verwalter vom Schloß Santillana«, erklärte der einarmige Spanier. »Ich selber bin von Zeit zu Zeit dort Gast. Aber kommen Sie doch.«

Juan Perez wies den Verwalter an, die Gepäckstücke aufzunehmen, wandte sich um und schritt voran zum Auto.

Der übergroße Mann starrte einen Augenblick mit einem undefinierbaren Ausdruck in den Augen Zamorra und Nicole an. Dann bückte er sich. Er schaffte sämtliche Koffer auf einmal zum Wagen und verstaute sie im Kofferraum.

Schweigend stiegen sie ein.

Selbst als sie Platz genommen hatten und bereits in schneller Fahrt durch den Ort fuhren, herrschte so etwas wie eine lauernde Schweigsamkeit.

Zamorra und Nicole saßen im Fond hinter José, dem Fahrer, und Señor Perez.

Der Bärtige preßte seine Lippen aufeinander. Man sah es ihm an, daß er sich den Kopf darüber zerbrach, was Zamorra und Nicole Duval wohl in Santillana wollten.

Sie hatten den Ort hinter sich gelassen. Der Wagen zog durch unübersichtliche Kurven, durch Schlaglöcher und Schlamm. Unablässig lief der Motor auf höchster Tourenzahl. Nur vereinzelt tauchten windschiefe Häuser auf. Die einsame Gegend wirkte trostlos in ihrer Verlassenheit.

»Sie wollen Don Marcelino besuchen?« unterbrach Juan Perez die Stille.

Zamorra, der die Neugier des Spaniers amüsiert zur Kenntnis genommen hatte, war von dieser Frage nicht überrascht.

»Vielleicht finden Sie es etwas ungewöhnlich.« Er klärte den Spanier in kurzen Zügen über den Grund ihrer Reise auf.

»Ich finde es keinesfalls ungewöhnlich, sondern höchst interessant«, lächelte Perez, als Zamorra geendet hatte. Aber der harte Ausdruck in

seinen Augen strafte seine Lippen Lügen. »Ich bin nämlich Historiker.« Juan Perez wurde nun seinerseits gesprächig.

»Historiker klingt ein wenig hochtrabend, aber es ist nun mal die Berufsbezeichnung für meine bescheidene Tätigkeit. Ich lebe eigentlich in einer längst versunkenen Welt und beschäftige mich mit Menschen, die, schon als ich zur Welt kam, nur noch ein Häufchen Staub waren. Na, Sie kennen das ja, Señor. Professor.« Juan Perez schwieg einen Augenblick nachdenklich. »Vielleicht sind Sie wirklich in der Lage, den dunklen Schleier, der über dem sonderbaren Verschwinden der Menschen in Santillana liegt, zu lüften, Professor Zamorra«, fügte er noch hinzu.

»Ich kenne die näheren Umstände der Geschehnisse noch nicht«, murmelte Zamorra nachdenklich. »Aber es könnte schon sein, daß Sie recht haben, Señor Perez.«

Nicole, die während des Gesprächs gelangweilt aus dem Seitenfenster geblickt hatte, ertappte sich dabei, daß ihre Ohren regen Anteil an dem Gehörten genommen hatten.

»Warum, um Himmels willen, müssen Sie sich nur immer wieder um solche merkwürdigen Angelegenheiten kümmern, Chef?« flüsterte sie vorwurfsvoll.

»Wenn Sie es durchaus hören wollen, bitte: Weil ich selber so ein merkwürdiger Kauz bin«, lächelte Zamorra zurück.

Sein Blick verlor sich für einige Sekunden in ein paar hübsche, braune, hellgesprenkelte Augen.

***

Die Höllenmächte waren mit ihrem Werk noch nicht zufrieden.

Kaum war Dr. Amondo hinter der nächsten Straßenbiegung verschwunden, als ein heftiger Windstoß die am Straßenrand stehenden Korkeichen durcheinanderschüttelte und dicke Regentropfen durch die Luft trieb.

Zwischen der Leiche des Wirtes und den Unfallfahrzeugen wuchs in einer Geschwindigkeit, der kein menschliches Auge hätte folgen können, die Gestalt des dämonischen Schloßverwalters in die Höhe.

Die Ereignisse, die sich nun aneinanderreihten, waren jenseits der Grenze, die der menschlichen Vernunft gesetzt sind.

Mit schwebenden, den Boden fast nicht berührenden Schritten ging die riesige Gestalt auf den Fiat zu. Sie beugte sich über den Wagen, näherte sich mit dem Gesicht der zertrümmerten Windschutzscheibe.

Es zischte, und ein Feuerstrahl wie aus einem Flammenwerfer schoß aus dem Mund des Dämons in das Innere des Wagens.

Flammen flackerten in den mit Glasscherben übersäten Sitzpolstern auf. Es knisterte, und gelblichgrauer Qualm kroch aus den zerborstenen Fenstern des Wagens. Das Feuer breitete sich in

Sekundenschnelle aus. Auch unter der Motorhaube drang schon Rauch hervor. Ein heftiger Windstoß ließ die ersten Flammen aus den Fenstern schlagen.

Die riesige Gestalt trat zurück und blickte triumphierend auf den Feuerball, der sich aus dem Fiat und dem noch darin verkeilten Motorrad bildete. Schwarzer Qualm wurde vom Wind fortgerissen, fegte in Fetzen über die Landstraße, und Rußpartikelchen wirbelten umher.

Der rechte Arm des Dämons fuhr mit gespreizten Fingern in die Höhe. Aus seinem Mund drangen seltsame Worte in einer fremdartigen Sprache.

Durch das Prasseln des Feuers klangen plötzlich die Töne einer Flöte, mit einer fremden, melancholischen Melodie.

Unsichtbare Tiere schrieen, und große dunkle Vögel flatterten mit leisen Flügelschlägen über das Feuer.

Aus der Flammenwand lösten sich Schatten, die sich um die regungslose Gestalt des Riesen scharten. Fünf, sechs, ein ganzes Dutzend Figuren spie das Feuer aus. Gespenstisch, lautlos schlossen sie sich zu einem Kreis. Es waren Männer und Frauen, in dicke Ponchos gehüllt. Sie trugen bunte Gürtel, an denen Messer und Flöten baumelten. Ihre Gesichter schimmerten fast dunkelblau. Der Schloßverwalter faßte einen alten hochgewachsenen Mann an der Schulter und führte ihn zu Felipes Leiche. Der Alte trug einen leuchtenden Poncho und hielt eine mit wunderbaren Verzierungen geschmückte Tonschale in der Hand. Während José auf den Toten wies, sprudelte aus seinem Mund ein Schwall unverständlicher Worte.

Der alte Mann verneigte sich vor dem Riesen. Mit zwei Schritten erreichte er Felipes Rumpf, dessen Kopf lose, mit nur einem Zentimeter Abstand von dem blutigen Halsstumpf, auf der Straße lag.

Der Alte kniete sich mitten in der riesigen Blutlache, die den Körper umgab, nieder und setzte die Tonschale auf die Brust des Toten.

Er schob den Kopf Felipes mit der linken Hand an den Halsstumpf heran. Die Fingerspitzen seiner rechten Hand tauchten in die Tonschale, die zur Hälfte mit einer farblosen gallertartigen Masse gefüllt war. Er verstrich die Masse mit verhaltenen Bewegungen auf der furchtbaren Schnittstelle.

Die anderen Gestalten bildeten einen Halbkreis um den knienden Alten und Felipes Leiche. Sie stießen seltsame, murmelnde Laute aus.

Plötzlich schwiegen sie. Auch der alte Mann hielt in der Bewegung inne.

Die Augen des hinter ihm aufragenden dämonischen Riesen leuchteten auf. Sie alle sahen die kleine Bewegung.

Die Mundwinkel in dem bleichen Gesicht des Toten begannen zu zucken…

***

Entsetzen und Panik trieben ihn voran. Dr. Amondo hetzte mitten über die Landstraße. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals hinauf, sein Puls jagte, und sein Atem ging nur noch keuchend.

Er stolperte, schlug lang hin, raffte sich wieder auf und lief weiter.

Endlich tauchten die ersten Häuser des Dorfes auf. Amondos Schritte wurden langsamer. In der Eingangstür des Wirtshauses stand, Furcht und Neugierde in den Gesichtern, eine kleine Gruppe Menschen, von der sich eine Person löste und auf ihn zukam.

Señora Ortez, die Wirtin. Mit angstvoll flackernden Augen blickte sie ihm entgegen. »Was ist passiert, Doktor? Wo ist Felipe?«

Ihre Stimme zitterte.

Amondo blieb mit hängenden Armen vor der Frau stehen. Er schluckte und schwieg. Auch die anderen hatten sich um den Doktor und die Wirtin geschart. Unter ihnen zwei hübsche, etwas vollschlanke Mädchen, Felipe Ortez' Töchter.

Eine bedrückende Stille breitete sich aus. »Um Gottes willen, was schauen Sie mich so an?« flüsterte die Wirtin.

Der Arzt senkte den Blick und starrte mit zusammengepreßten Lippen auf seine Schuhspitzen. Es ging fast über seine Kräfte, Señora Ortez die gräßliche Wahrheit zu sagen.

»Ihr Mann ist… Er ist tot«, murmelte er endlich tonlos. Die Wirtin schrie auf und taumelte zurück. Ihr Schrei erstarb zitternd, die korpulente Frau sackte zusammen. Hilfreiche Hände griffen nach ihr und fingen sie auf. Die erschrockenen Menschen schleppten sie ins Haus.

»Armes Wesen«, murmelte der Arzt. Er spürte einen nagenden Schmerz in seiner Brust.

Es wurde Dr. Amondo gar nicht bewußt, daß er sich umwandte und mechanisch seine Füße vorwärts setzte.

Rechts vom Gasthaus bog ein schmaler, mit unregelmäßigen Steinen gepflasterter Weg ein, den auf der anderen Seite eine hohe Steinmauer begrenzte. Wie in Trance stakte er den Weg entlang. Vor einem armseligen Haus, dessen Schäbigkeit durch ein Spalier mit Kletterrosen gemildert wurde, blieb der Arzt stehen.

Ein kleines Schild, das die Aufschrift »Policia« trug, hing neben der Eingangstür.

Amondo blickte auf das Straßenpflaster. Aus einem großen Stein formte sich vor seinen Augen der blutige Kopf Felipe Ortez'. Der Doktor spürte, wie sich seine Kehle zusammenzog.

Er zwang sich, das Bild abzuschütteln. Langsam schritt er auf das Haus zu. Die Tür war verschlossen. Dr. Amondo donnerte mit der Faust dagegen.

Nichts rührte sich. Wie ausgestorben lag das Haus da. Amondo

blickte, mit einer Hand die ihn streifenden Rosenranken abwehrend, durch das neben der Tür liegende Fenster.

Der kleine Raum, in den er blickte, glich einer dunklen Höhle. Ein Tisch, auf dem eine alte Schreibmaschine zwischen achtlos hingeworfenen Papieren stand, und ein paar wackelige Stühle bildeten das ganze Mobiliar.

Dr. Amondo trommelte abwechselnd gegen die Scheiben und die Tür.

»Ja doch, aufhören, zum Donnerwetter«, tönte es dumpf.

Knarrend wurde ein Riegel zurückgeschoben und die Tür geöffnet. Im Rahmen stand ein dicklicher, nur mit einer kurzen Unterhose bekleideter Mann.

Antonio Perillo, der Dorfpolizist. Er hatte einen behaarten Oberkörper und ein verschwollenes rotes Mopsgesicht. Eine gewaltige Fuselwolke umschwebte den halbnackten Ordnungshüter.

Antonio war als einer der letzten von der Hochzeitsgesellschaft aus dem Gasthaus gegangen und war noch immer blau wie ein Veilchen.

»Was ist denn los?« krächzte der Polizist heiser. Die Gestalt Dr. Amondos verschwamm vor seinem glasigen Blick.

»Ah, Sie sind's Doktor!« grölte er plötzlich vergnügt. »Schon wieder munter, alter Junge?« Die behaarte Tatze krachte auf die Schulter des Arztes.

Dr. Amondo stieß den betrunkenen Dorfpolizisten von sich.

»Es ist etwas Schreckliches passiert. Um Gottes willen, Antonio, ein Mord, verstehen Sie, ein Mord.« Dr. Amondos Augen glühten, sein bleiches angespanntes Gesicht war verzerrt.

»Ein Mord?« murmelte der wackere Diener des Staates verständnislos, während er sich mit beiden Händen über seinen Speckbauch kratzte. Sein alkoholvernebeltes Gehirn konnte sich noch nicht zu einer solchen Leistung aufraffen, Dr. Amondos Worte zu begreifen.

Er brauchte einige Zeit und eine große Schüssel Wasser, in die er seinen Kopf tauchte, um das Ungeheuerliche zu kapieren.

»Verdammt noch mal, ein richtiger Mord«, murmelte er betroffen, während er sich mühsam in seine Uniform zwängte. Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch nicht einmal wußte, wer ermordet worden war.

»Wer, sagten Sie, Doktor, ist…?«

»Felipe Ortez, der Wirt.« Dr. Amondo hatte so weit seine Fassung zurückgewonnen, daß er eine klare Schilderung der Ereignisse geben konnte.

»Felipe also«, murmelte der Polizist tonlos. »Und der Kopf ist ihm abgeschlagen worden?« fügte er entsetzt hinzu.

»Ja, mit einem Schwert oder etwas Ähnlichem vom Körper getrennt.« Die Stimme des Arztes hatte etwas von ihrer alten Festigkeit wiedergewonnen.

»Ja, dann werde ich mal rauffahren«, murmelte der inzwischen fertig angezogene Polizist. Er fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen und fühlte sich augenscheinlich höchst unbehaglich.

Gemeinsam traten sie durch die Tür ins Freie. Es regnete nicht mehr, aber ein kühler, feuchter Wind wehte durch die Gassen.

Antonio Perillo lenkte seine Schritte um das Haus. In einem offenen Schuppen stand ein alter, schon ziemlich mitgenommen aussehender Ford.

Der Polizist setzte sich ans Steuer, schob den Zündschlüssel ein und startete. Der Motor sprang erst nach mehreren Versuchen und einigen deftigen Flüchen des Polizisten an.

»Fahren Sie mit, Doktor?« schrie er dem Arzt zu. Dr. Amondo winkte stumm ab. Der Wagen rollte um das Haus, die Gasse hinab.

Inzwischen hatte die schreckliche Nachricht das ganze Dorf alarmiert. Die Bewohner von Puento San Michel standen in kleinen Gruppen zusammen und besprachen die Tragödie. In den Gesichtern der dem Wagen nachblickenden Menschen standen Bedrückung und Entsetzen.

Antonio Perilla fuhr mit hohem Tempo in Richtung Santillana.

Schon von weitem sah er eine dunkle Rauchwolke.

Mitten auf der Straße stand ein qualmender Haufen Blech, aus dem noch vereinzelt Flammen schlugen. Bis auf zwanzig Schritte fuhr der Polizist heran. Er stellte den Motor ab und stieg aus.

Dort, kurz vor ihm, lag regungslos die Gestalt des Wirtes.

Da geschah plötzlich etwas, womit der Polizist nicht gerechnet hatte. Er hatte das Gefühl, als ob er einen unerwarteten Schlag in die Magengegend bekäme. Sein Magen drehte sich um, und seine Knie zitterten, Antonio kam sich wie ein Spielzeug aus Gummi vor, das Kinderhände zusammendrückten.

Die am Boden liegende Gestalt bewegte sich.

Die borstigen Haare auf dem runden Schädel des Polizisten schienen sich alle einzeln zu sträuben. Ungläubig starrte er auf die Gestalt, die sich nun leise stöhnend vor ihm aufrichtete.

Antonio hatte erwartet, eine grausam zugerichtete kopflose Leiche vorzufinden. Doch nun?

Felipe Ortez lebte. Er stand schwankend vor ihm. Bin ich besoffen oder verrückt? dachte Antonio.

In das Hirn des Polizisten schlich sich ein Verdacht. Zum Teufel, Amondo mußte verrückt sein. Vielleicht ein Schock durch den Unfall? Bestimmt. Das war's. Diese Gedanken schossen ihm blitzschnell durch den Schädel.

Der dicke Ordnungshüter, der jetzt seinen Schreck überwunden hatte, atmete erleichtert auf. Er blickte in das mit einer tödlichen Blässe überzogene Gesicht des Wirtes, in dem es nicht einen Kratzer gab.

Er griff den Arm seines Freundes. »Wie fühlst du dich, Felipe? Hast du Schmerzen?«

Felipe Ortez gab keine Antwort. Er schien die Worte nicht zu hören oder ihren Sinn nicht zu verstehen. Aus seltsam kalten Augen sah er den Polizisten an.

»He, ich habe dich was gefragt!« stieß Antonio etwas verwirrt hervor. Wieder bekam er keine Antwort. Das stumme, lauernde Starren aus Felipes Augen zerrte an seinen Nerven.

»Zum Teufel, Felipe, mach endlich deine Klappe auf.«

»Na, dann eben nicht, komm, steig ein!« knurrte er, nachdem er abermals eine Weile gewartet hatte.

Der Polizist führte den immer noch etwas unsicher auf seinen Beinen stehenden Felipe zum Wagen, öffnete die Tür an der Beifahrerseite und schob ihn hinein.

Den guten Felipe hat es aber mächtig erwischt, dachte Perillo bedrückt und knallte die Tür zu.

***

Die graue Wolkendecke riß auf, und die Sonne brach durch. Der Peugeot fegte, ohne das Tempo zu vermindern, durch Puento San Michel. Mehrere Dorfbewohner sprangen erschrocken zur Seite und sandten dem dahinrasenden Wagen ein paar saftige Flüche nach.

Zamorra, der sich schon über die vielen, die Dorfstraße belebenden Menschen gewundert hatte – das ganze Dorf schien auf den Beinen zu sein – runzelte die Stirn. Sein Gesichtsausdruck verriet, daß er ziemlich verärgert war. Dieser Kerl rast wie ein Wahnsinniger, dachte er.

»Können Sie nicht etwas vorsichtiger fahren?« wandte er sich an José.

»Sollen in ihre Häuser gehen, die Gr…«

Der riesige Fahrer, der nun geduckt hinter dem Steuer saß, unterbrach seine Antwort schroff und preßte seine Lippen aufeinander.

»Red nicht so dumm, José, ich finde auch, daß du etwas wild fährst«, kritisierte nun auch Señor Perez.

Der Riese gab keine Antwort. Er duckte sich nur noch tiefer über das Lenkrad.

»Wir sind gleich da«, wandte sich der Spanier lächelnd an Zamorra und Nicole Duval. »Hinter jenem Hügel liegt Santillana del Már.«

Der Wagen schoß die in einer langgezogenen Serpentine steigende Straße empor.

»Vorsicht!« schrieen Zamorra, Nicole und Perez fast gleichzeitig.

Die Bremsen kreischten markerschütternd. Der Peugeot kam schleudernd und rutschend wenige Wagenlängen vor einem

rauchenden Hindernis zum Stehen.

Zamorra und Nicole, die gegen die vorderen Sitze geschleudert worden waren, rappelten sich wieder hoch.

»Haben Sie sich weh getan, Nicole?« fragte Zamorra besorgt.

»Ein wenig«, lautete die klägliche Antwort.

»Sieht nach einem schweren Unfall aus«, murmelte Señor Perez.

Er öffnete die Tür und stieg aus.

José, Zamorra und Nicole folgten seinem Beispiel. Ihrem Blick boten sich die völlig ausgebrannten Trümmer eines Autos, an dem grotesk, wie die abgeknickte Tragfläche eines Flugzeugs, ein Motorrad hing. Von Menschen, die an dem Unfall beteiligt waren, konnten sie keine Spur entdecken. Der Wind rauschte in den Bäumen und erfüllte die Luft mit einer eigentümlichen, fremdartigen Melodie. Wie ein unsichtbares Netz spann sich etwas Beklemmendes um den Ort.

Unterhalb des Hanges konnte man die Häuser des Dorfes Santillana erkennen.

José, dessen Körper aus der kleinen Gruppe herausragte, trat an das Hindernis heran. Er griff mit seinen riesigen Pranken an die verbeulte, ausgebrannte Karosserie und drückte dagegen.

Das wird wohl nichts, dachte Zamorra.

Erstaunt sah er, daß er sich geirrt hatte.

Das Autowrack, mitsamt dem daran hängenden Motorrad, bewegte sich knirschend Zentimeter für Zentimeter über das Pflaster und näherte sich dem Straßenrand.

Zamorra schüttelte den Kopf. Was mußte der riesenhafte Kerl für Kräfte haben.

Schon hing das immer noch aus allen Öffnungen und Fugen rauchende Wrack halb über dem auf dieser Straßenseite stark abfallenden Hang. José drückte es mit der Schulter vollends über die Straßenbegrenzung.

Der traurige Überrest des Fiat neigte sich, rutschte ein Stück, überschlug sich und rollte krachend und scheppernd, sich immer wieder überschlagend, den Abhang hinab. Dann herrschte Ruhe.

Fast zweihundert Meter unterhalb der Straße war das Wrack an dem dicken Stamm einer Korkeiche hängengeblieben.

Das Motorrad hatte sich während des Sturzes gelöst. Es krallte sich nur wenige Schritte vom Straßenrand entfernt mit dem Lenker und den Fußrasten in den Hang.

Der Riese begann plötzlich zu lachen. Am Anfang war es ein Glucksen, das aus dem Magen zu kommen schien. Das Glucksen verstärkte sich, ging in ein röhrendes Wiehern über und löste sich in gellendem Gelächter auf.

Es war ein kaltes, teuflisches Lachen, das auf Nicole Duval und Zamorra bedrückend wirkte und einen beklemmenden Ring um ihre

Herzen legte.
Nicole fröstelte. Eine Gänsehaut lief über ihren Rücken. Fünf Sekunden herrschte Stille, aber es waren Sekunden, die unheimlich lang wirkten.
Viele Gedanken wirbelten in dieser Zeit in Zamorras Kopf durcheinander. Wo mochten die Menschen sein, die an diesem Verkehrsunfall beteiligt gewesen waren? Wenn man sie fortgeschafft hatte, warum hatte man die Straße nicht von den Trümmern frei gemacht?
Und was war mit diesem riesenhaften Schloßverwalter los, der mit seinem irrsinnigen Gelächter an seinen Nerven gesägt hatte?
Ein seltsamer Bursche, dieser José, dachte Zamorra, irgend etwas mit ihm stimmt doch nicht. Entweder war er nicht ganz richtig im Kopf, oder…?
»Ich schlage vor, wir gehen die paar Schritte zum Schloß zu Fuß.«
Die Stimme von Juan Perez unterbrach Zamorras Gedanken.
Zamorra, dessen Empfindungen die Gefühlsregungen gewöhnlicher Sterblicher bei weitem übertrafen, atmete tief auf.
»Sehr vernünftig, Ihr Vorschlag«, murmelte er.
Der unheimliche Schloßverwalter zwängte sich in den Wagen und knallte die Tür hinter sich zu. Sekunden später war der Peugeot hinter der abfallenden Kurve verschwunden.
Zamorra und Señor Perez nahmen Nicole in die Mitte und wanderten langsam hinterher.
Der Wind säuselte leise in den Laubkronen der Bäume, die Blätter raschelten, und die Sonne malte schwankende Kringel auf das Straßenpflaster. Blumen und Gräser wiegten sich. Ein friedliches Bild, das jedoch jäh unterbrochen wurde.
Unterbrochen von einem düsteren Bau mit Zinnen, schwarzen Mauern und hochragenden Türmen.
Schloß Santillana del Már!
Nicole verhielt jäh den Schritt. Betroffen musterte sie das Schloß, dessen Silhouette sich düster von dem blauen Hintergrund des Himmels abhob. Im Vergleich zum Château de Montagne schnitt dieser wenig einladend aussehende Bau schlecht ab.
»Ein richtiges Filmspukschloß, finden Sie nicht, Chef?«
Zamorra antwortete nicht gleich. Auch er ließ das Bild des unheimlich aussehenden Schlosses auf sich einwirken.
Der große Bau verschwamm in seiner Version vor seinen Augen zu einem riesigen Sarg. Zamorra glaubte, einen aufdringlichen, widerlichen Verwesungsgeruch einzuatmen. Mechanisch hielt er sich die Nase zu.
»Chef!« Nicole stupste ihn mit ihrem Zeigefinger in die Rippen.
»Ich hatte Sie was gefragt.«

»Ach ja«, Zamorra fuhr sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen. »Offen gestanden, ich möchte mein Château de Montagne nicht gegen diesen Kasten tauschen, selbst wenn ich noch eine Million Dollar dazu bekäme.«

***

Wenige Minuten später standen sie in der Halle des Schlosses. Das spärlich einfallende Licht traf die silbern aufblitzende Spitze eines an der Wand hängenden Schwertes und dort das leuchtende Rot der Uniform eines ebenfalls an der Wand hängenden Ahnenbilds der Familie Almagro. Die wenigen wuchtigen Möbel verloren sich in dem großen düsteren Raum.

Seit die Eingangstür sich hinter ihnen geschlossen hatte, fühlte Zamorra sich wie in einem Netz gefangen. Einem Netz, dessen Maschen zu dünn waren, um sie mit bloßen Augen zu erkennen. Es war nichts Konkretes, aber Zamorra registrierte in seiner gewohnten Weise auch dieses abstrakte Gefühl sehr sorgfältig.

Auf der Treppe, die an der rechten Seite der Halle nach oben führte, wurden Schritte laut.

Don Marcelino de Almagro und seine Tochter Maria kamen die Stufen herabgeschritten.

Señor Perez ging den Almagros entgegen. Am Fuße der Treppe wechselte er einige leise Worte mit ihnen, dann wandte er sich um und stellte gegenseitig vor.

»Sie sind von meiner Tochter Ines geschickt worden, Señor Professor?« wandte sich Don Marcelino, der vergrämt, alt und müde aussah, an Zamorra.

»Allerdings, Señorita Ines bat mich, Sie aufzusuchen.«

»Mir wäre wohler, Sie hätten es nicht get…« Ein warnender Blick aus Perez' Augen traf Don Marcelino.

»Entschuldigen Sie, Sie sind selbstverständlich meine Gäste«, fuhr er fort. »Was wollten Sie sagen? Warum wäre Ihnen wohler, wenn wir nicht hier wären?« mischte sich Nicole lächelnd ein.

Don Marcelino verzog sein Gesicht in Falten.

»Ich bitte nochmals für meine Worte um Entschuldigung, aber dieses Schloß ist aus Gesundheitsgründen kein empfehlenswerter Aufenthaltsort.«

»Oh, wir sind sehr robust, Professor Zamorra und ich.« Nicole zwinkerte Zamorra mit einem Auge zu und wandte sich an ihre Geschlechtsgenossin.

»Ich freue mich, Mademoiselle Duval«, sagte Maria de Almagro einfach und schüttelte Nicole herzlich die Hand. Im Gegensatz zu ihrem Vater gefiel die junge Spanierin Nicole auf den ersten Blick.

Allein ihr Gesicht wirkte anziehend.

Dünne, edel geschwungene Augenbrauen, darunter schöne Augen, eine zarte Nase, und volle, fast sinnliche Lippen. Das wundervolle schwarzglänzende Haar schien fast zu schwer für den anmutigen Nacken.

Der rätselhafte Blick aus Maria de Almagros Augen schien sich an einen zu klammern und sich zugleich jedem forschenden Eindringling zu entziehen.

»Bitte, sagen Sie einfach Nicole zu mir.«

Maria errötete. »Wie Sie meinen. Dann müssen Sie mich Maria nennen«, lächelte sie. »Kommen Sie, Mad… Nicole, ich zeige Ihnen die Zimmer.«

Nicole sah Zamorra fragend an, bemerkte sein kurzes Nicken und wandte sich wieder Maria de Almagro zu.

Eingehakt zogen die beiden Frauen davon.

Zamorra blickte ihnen leicht verwundert nach. Sonst war es nicht Nicoles Art, so schnell Freundschaft zu schließen.

»Sagen Sie, Don Marcelino«, wandte er sich an den Schloßherrn, »wissen Sie nichts von dem Unfall?«

»Ich habe keine Ahnung. Entschuldigen Sie, Professor. Was für ein Unfall?« Almagro war offensichtlich erstaunt.

»Fast vor Ihrer Tür. Ein schwerer Verkehrsunfall, und Sie wissen nichts davon?« In Zamorras Augen blitzte Ärger auf. Wie eine Herausforderung fast warf er die nächste Frage hin. »Von den Fahrern des Wagens und des Motorrades wissen Sie auch nichts?«

»Ich weiß wirklich nichts von einem Unfall«, beteuerte Almagro eindringlich.

Zamorra öffnete den Mund zu einer Antwort, doch dann holte er tief Luft und zuckte mit den Achseln.

»Sie werden sicher hungrig sein, Professor Zamorra«, beendete Don Marcelino das Thema. Kurz darauf saßen sie sich an der gedeckten Tafel, in einem nicht sehr großen, ungemütlichen Eßzimmer, das an das Empfangszimmer eines Leichenbestatters erinnerte, gegenüber. Maria de Almagro servierte ein mittelmäßiges Gericht und schenkte aus einer dickbauchigen Flasche süßen Malaga ein.

Zamorra wischte sich mit der Serviette über den Mund und lehnte sich auf dem mit rosa Brokatstoff überzogenen Stuhl zurück.

»Sie leben also mit Ihrer Tochter und diesem José so ziemlich von der Welt abgeschlossen hier auf dem Schloß.« Forschend blickte er Don Marcelino an.

»Ja, abgesehen von Señor Perez, der uns häufig besucht.«

Almagro wies mit der Hand auf den neben ihm sitzenden Historiker.

»Wissen Sie, Professor, das ganze Schloß ist ein Museum. Jeder Stein Geschichte. Santillana ist reich an Vergangenheit. Das ist eine wahre Fundgrube für mich«, erklärte Juan Perez.

»Mich interessiert eigentlich mehr die jüngere Vergangenheit. Ich glaube, daß dieses Schloß Geheimnisse birgt, die bis in das Heute hineinreichen«, brummte Zamorra.
»Sie spielen auf die verschwundenen Menschen an«, preßte Almagro hervor.
»Ja«, lautete Zamorras lakonische Antwort.
»Nun, wenn es Sie interessiert.« Don Marcelino berichtete höflich und mit leiser Stimme Dinge, die Zamorra eigentlich schon wußte.
Was Zamorra eine Zeitlang die Sprache raubte, was ihn in ohnmächtiger Empörung erstarren ließ, war die kühle, unbeteiligte Art, mit der Almagro das Ungeheuerliche beschrieb.
»Ich würde aber an Ihrer Stelle nicht zuviel an diesen Dingen rühren«, schloß Don Marcelino.
»Wie soll ich das verstehen?« Zamorras Augenbrauen zogen sich fragend in die Höhe.
»Weil Sie es wahrscheinlich mit dem Leben bezahlen müßten«, war die eindeutige Antwort. »Sie und ihre Sekretärin müßten es mit dem Leben bezahlen.«
Zamorra beobachtete aus den Augenwinkeln heraus alle am Tisch sitzenden Personen. Er bemerkte den verzweifelten Ernst im Gesicht Don Marcelinos. Juan Perez, der einarmige Historiker, starrte mit verkniffenem Gesicht auf das Tischtuch. Zamorra hatte den Eindruck, als ob sich Perez über die Worte des Schloßherrn ärgerte.
Das Gesicht Maria de Almagros, die neben ihm saß, schimmerte unnatürlich weiß. Zamorra sah, daß sich ihre Hände vor Erregung um die Tischkante klammerten. Selbst Nicole blickte ernst auf Almagro. Eine unheimliche, knisternde Spannung erfüllte den Raum.
»Ich halte es für angebracht, Ihnen zu sagen«, erklärte Zamorra etwas lauter, als es an und für sich nötig gewesen wäre, »daß ich nicht daran denke, mich abschrecken zu lassen.«
»Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen«, murmelte Don Marcelino heiser. Angst und Ärger schwangen in seiner Stimme mit.
Zamorras Augen zogen sich zu schmalen Schlitzen zusammen.
»Sagen Sie, Don Marcelino, war es nicht einer Ihrer Vorfahren, der Anno 1541 Pizarro ermordete?« Wie ein Pistolenschuß hallte die Frage durch den Raum. Zamorra sah, daß die Haut unter dem Kinn des Schloßherrn faltig wurde. Almagro, der ihm sowieso nicht sehr energiegeladen vorkam, schien plötzlich völlig in sich zusammenzufallen.

***

»Herr im Himmel«, flüsterte Dr. Amondo heiser. »Herr im Himmel, ich habe es selbst gesehen. Mit eigenen Augen.« Sein Blick wanderte von Felipes Gestalt zu der des Dorfpolizisten und wieder zurück.

Vor einem Augenblick hatte sich die Tür des kleinen Behandlungsraumes geöffnet, das heißt, sie war aufgerissen worden, und nun standen sie sich gegenüber.

Felipe Ortez, bleich, mit wirrem Haarschopf und staubigem, verschmutztem Anzug, stand neben dem Polizisten. Amondo hatte das Gefühl, als ob ihm der Boden unter den Füßen weggezogen würde.

Er stand mit dem Rücken an dem wackeligen Schreibtisch, die Hände gegen die Kanten gestützt.

»Entschuldigen Sie unser formloses Eindringen, Doktor«, hörte er wie aus weiter Entfernung die Stimme des Polizisten, »aber ich wollte Ihnen ganz schnell diesen neuen Patienten bringen.« Antonio Perillos Mopsgesicht verzog sich zu einem Grinsen, Er schloß die Tür und schob Felipe zu einer weiß abgedeckten Liege, auf die er ihn niederdrückte.

»Er lebt wirklich.« Amondo versuchte seine wild durcheinander wirbelnden Gedanken zu sortieren.

»Ich habe die Geschichte nicht erfunden«, stieß er aus tiefstem Herzen hervor.

»Sagt ja auch niemand.« Antonio war die grinsende Überlegenheit.

»Ihre Gehirngänge sind bei dem Unfall etwas eingeknickt worden. Übrigens, seine auch.« Er wies auf den regungslos dasitzenden Wirt.

»Felipe hat anscheinend die Sprache verloren.«

Dr. Amondo ließ sich auf einen Stuhl fallen, preßte die Handflächen gegen die Schläfen und schloß die Augen.

War das möglich? Sollte die schreckliche Geschichte mit dem abgetrennten Kopf nur ein Produkt seiner Phantasie gewesen sein?

Der Doktor öffnete die Augen und warf einen scheuen Blick auf Felipe. Es mußte ja so sein. Der Beweis saß doch vor ihm.

Der Polizist räusperte sich, »Lassen Sie den Kopf nicht hängen, Doktor. Dieser Irrtum, Sie können ja nichts dafür. Es wird schon alles wieder in Ordnung kommen«, murmelte er salbungsvoll.

»Ja, vielleicht.« Dr. Amondo fuhr sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen. Er versuchte ein Lächeln zu produzieren, aber es langte nur zu einer Grimasse.

»Na, sehen Sie.« Das Mopsgesicht des Polizisten verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Können Sie jetzt etwas für Felipe tun?«

»Natürlich, er muß vor allem Ruhe haben, ich meine, er muß strenge Bettruhe haben. Am besten, er bleibt hier, dann habe ich ihn im Auge. Ich habe ja ein Zimmer frei.« Amondo zwang sich, in ruhigem Ton zu sprechen.

»Das wird das beste sein«, murmelte der Polizist zustimmend.

»Kann ich dabei was tun, Doktor?«

»Ja, helfen Sie mir, ihn ins Bett zu bringen, Antonio.«

Die beiden Männer griffen Felipe unter die Achseln und führten ihn

in einen kleinen Nebenraum, in dem neben einem sauber überzogenen eisernen Bett nur noch eine wurmstichige Kommode stand.

Sie entkleideten den Mann, streiften ihm eines von Dr. Amondos Nachthemden über und legten ihn ins Bett.

Felipe hatte alles widerstandslos mit sich geschehen lassen. Kein Laut war über seine Lippen gekommen. Seine Augen starrten mit einem eigentümlich starren Blick gegen die Balken der Zimmerdecke.

»Noch eins.« Amondo holte tief Atem. »Wir müssen Señora Ortez benachrichtigen. Die unglückliche Frau glaubt doch, daß Felipe tot ist.«

»Das mache ich schon, Doktor. Der guten Señora Ortez wird ein Stein vom Herzen rollen, und ich habe dabei Gelegenheit, meinen Hals anzufeuchten, das habe ich auch dringend nötig.«

»Gut, aber bringen Sie es ihr vorsichtig bei. Señora Ortez hat heute sehr viel mitgemacht. Ich sehe dann später auch noch nach ihr.«

»Das geht schon in Ordnung, Doktor.« Der Polizist schob sich mit einem Kopfnicken zur Tür hinaus.

Dr. Amondo starrte auf den regungslos im Bett liegenden Felipe.

»Hirngespinste«, murmelte er geistesabwesend vor sich hin.

Die ganze schreckliche Geschichte war nur Halluzination gewesen. Sein Schreck und seine furchtbare Angst waren einem Nichts entsprungen. Den Mann, dem er praktisch schon einen Totenschein ausgestellt hatte, konnte er jetzt gesund pflegen.

Langsam wandte der Arzt sich um und ging mit schleppenden Schritten in den Behandlungsraum. Aus einem an der Wand hängenden Glasschrank holte er eine Metallschale hervor, auf der säuberlich geordnet, sterilisierte Spritzen lagen. Er stellte die Schale wieder ab, krempelte sich die Ärmel hoch und schritt zu dem Waschbecken, das sich in der Ecke des Zimmers befand.

Das Wasser rauschte. Dr. Amondo starrte sekundenlang auf seine Hände. Irgend etwas in seinem Hirn rastete ein.

Die Hände!

Er hatte sie doch eben schon einmal gewaschen. Sie waren ganz mit Blut beschmiert gewesen. Mit Felipes Blut.

Es gibt eine Redensart, die besagt, daß jemand die Umgebung vor den Augen verschwimmt. So und nicht anders ging es jetzt Dr. Amondo.

Ein Schwindelgefühl ergriff ihn.

Er stützte sich gegen die Wand. Seltsame Bilder wirbelten vor seinen Augen durcheinander. Er sah den blutüberströmten Kopf Felipes durch das Zimmer rollen. Minutenlang glaubte der Arzt, wahnsinnig zu werden.

»Nein, nein, nein, und abermals nein!« brüllte er plötzlich los. Und bei jedem Nein hämmerte er mit der geballten Faust auf das wehrlose

Waschbecken.

***

»Ich – ich möchte darüber nicht sprechen.« Don Marcelinos Gesicht war bleich, seine Lippen zitterten.

»Gut, ich habe kein Recht, in Sie zu dringen. Ich tue es aber, weil es nötig ist.« Zamorra nagte an seiner Unterlippe.

Dieses düstere Schloß und seine Bewohner bargen Geheimnisse, das spürte er. Er ahnte, daß die vermißten Menschen aus dem Dorf hier verschwunden waren. Aber wie und wo?

Den Gedanken, daß all die Menschen ermordet und irgendwie eingebuddelt worden waren, verwarf er sofort. Also konnten nur Geister und Dämonen ihre Hand im Spiel haben.

Im Gegensatz zu den meisten Menschen war es für Professor Zamorra eine Selbstverständlichkeit, die Geister und Dämonenwelt in seine Kalkulationen einzubeziehen. Er wußte Dinge, von denen viele Zeitgenossen nichts ahnten und die sie nie begreifen würden.

Durch seine Forschungen über diese andere Welt, die uns umgibt, wußte Zamorra von der vierten Dimension, anderen Zeit- und Raumebenen.

In diese Richtung gingen jetzt seine Gedanken.

Es war ihm unbehaglich zumute. Don Marcelino verschwieg ihm etwas.

Zamorra wußte im Moment nicht, wie er den Schloßherrn anders als mit Worten überzeugen konnte.

»Ich verstehe Ihre Einstellung nicht, Don Marcelino. Seit Jahren verschwinden Menschen auf unheimliche Weise aus diesem Ort. Sie wissen doch etwas darüber, warum schweigen Sie?«

»Weil…«

Sie waren zu vertieft in ihre Unterhaltung gewesen, um die sich nähernden Schritte auf dem Gang zu hören. Erst das knarrende Öffnen der Tür schreckte sie auf.

Im offenen Türrahmen erschien die große breitschultrige Gestalt des Verwalters. Das Gesicht war ausdruckslos. Er kniff die Augen zusammen, als könnte er dadurch die am Tisch sitzenden Menschen besser sehen.

Don Marcelino hatte seinen Satz unterbrochen. Auch die übrigen gaben keinen Laut von sich.

Es war plötzlich so still in dem Raum, daß Zamorra glaubte, das Ticken seiner Armbanduhr zu hören.

Wortlos trat der Riese neben Don Marcelino. Der Ausdruck seines Gesichtes hatte sich verändert. In seinen Augen glühte Haß, und auf seinen Lippen lag ein Zug von Verachtung. Dumpf, lautlos und fast körperlich spürbar. »Ich muß Sie sprechen, Don Marcelino.« Obwohl

José gedämpft sprach, klang es wie ein entfernter, grollender Donner.

Zamorra hatte den Schloßherrn beobachtet, und es war ihm aufgefallen, daß er zusammenzuckte, als José sprach.

»Entschuldigen Sie bitte.« Almagro blickte unentschlossen von Zamorra zu Nicole Duval. Er stand fast widerwillig auf und folgte dem Verwalter mit zögernden Schritten aus dem Raum.

Eine steile Falte stand auf der Stirn Professor Zamorras, den jedesmal eine seltsame Spannung beim Anblick Josés erfaßte. Zu gerne hätte er gewußt, was in diesem Augenblick zwischen Don Marcelino und dem Riesen gesprochen wurde. Gedankenverloren zündete er sich eine Zigarette an.

Maria de Almagro machte einen verstörten Eindruck. Ihre auf dem Tisch liegenden Hände verschränkten und lösten sich in unruhigem Wechsel. In ihren Augen glomm so etwas wie Verzweiflung.

»Was ist nur mit Ihnen, Maria?« Nicole legte ihre Hand auf den Arm der Spanierin.

Um Marias Lippen zuckte es verdächtig, und in ihren Augen schimmerten Tränen.

»Warum wollen Sie uns nicht reinen Wein einschenken, Maria?« fragte Nicole begütigend, etwa so, wie man mit einem Kind spricht.

»Warum sagen Sie uns nicht alles, wie Sie es sich doch vorgenommen haben?«

Das Mädchen gab keine Antwort. Sie hörte Nicole kaum. Ihre Augen irrten angsterfüllt durch das Zimmer, zur Tür hinüber.

»Hallo«, hakte Zamorra ein. »Sie wollten uns also etwas sagen?«

»Es ist…«

»Was – was? Reden Sie doch schon.«

Maria de Almagros Gesicht verzerrte sich. »Sie erwarten von mir, daß ich Ihnen sage, was mit diesem Schloß los ist, aber ich kann es nicht. Sie müssen mir glauben, ich würde es nicht überleben, genau wie Sie. Er ist dabei, seine Rache zu vollenden. Reisen Sie wieder ab.«

»Wer ist dabei, seine Rache zu vollenden?« Zamorra spürte, daß seine Geduld langsam am Ende war. Er sah die Spanierin scharf an.

Die blassen Lippen Marias bewegten sich, aber es drang kein Laut mehr aus ihrem Mund.

Zamorra kniff die Augen zusammen. Mit einem verstohlenen Blick zur Seite stellte er fest, daß Josés riesige Gestalt wieder den Türrahmen ausfüllte. »Tja«, stieß Zamorra nach einer Weile hervor.

»Ich habe das Gefühl, daß es kein Wesen aus Fleisch und Blut ist, von dem Sie sprechen.«

»Aber Chef.« Nicole Duval sprang auf. Kräftig und unverrückbar wie ein Fels stand sie da. Mißbilligend schaute sie auf Zamorra herab.

»Suggerieren Sie sich doch nicht wieder in etwas hinein, was gar nicht vorhanden ist. Ihre Phantasie beschwört immer Geister, Vampire

und auf Besen reitende Hexen herauf«, stieß sie unmutig hervor, »Bitte, nehmen Sie es nicht übel, daß ich praktisch und vernünftig denke, Chef«, fügte Nicole nach einer Weile hinzu.

Zamorra kannte diesen Ton nur zu gut.

»Aber Nicole, wofür halten Sie mich?« Mit freundlicher Nachsicht betrachtete er seine, nicht zum erstenmal, vor gesundem Menschenverstand strotzende Sekretärin.

Ein entfernter Schrei ließ alle um den Tisch Sitzenden zusammenfahren. Zamorra lief es kalt über den Rücken, und er fühlte ein Kribbeln an den Haarwurzeln entlanglaufen. Der Verwalter stand in der Tür. Außer Don Marcelino befanden sich alle im Augenblick auf dem Schloß lebenden Wesen in diesem Raum. Und nun dieser Schrei!

Zamorra sprang auf, stieß den Verwalter zur Seite und rannte auf den Gang hinaus.

Der Schrei war von unten aus der Halle gekommen. Zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmte Zamorra die Treppe hinab.

Don Marcelinos schmächtige Gestalt lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Aus einer Wunde an seiner linken Gesichtshälfte quoll Blut. An seinem Fuß lag ein kurzes Schwert mit einer breiten Schneide. Mehr im Unterbewußtsein nahm Zamorra die hellen Umrisse an der sonst dunklen Wand wahr, an der die Waffe gehangen hatte. Er kniete neben dem Schloßherrn nieder und stellte fest, daß die Wunde schlimmer aussah, als sie in Wirklichkeit war. Das Schwert hatte den Mann nur gestreift.

»Es ist nicht so schlimm«, rief er Maria de Almagro zu, die, die Hände auf das Geländer gestützt, auf halber Höhe der Treppe stand.

Ihr Gesicht war mit einer tödlichen Blässe überzogen. Selbst der Glanz ihrer Augen schien erloschen zu sein. Sie knickte ein, die Knie gaben unter ihr nach, und sanft, ganz lautlos wie ein Kleid, das vom Haken fällt, sank sie zusammen und rollte die Stufen hinunter, bis sie am Fuß der Treppe liegenblieb.

***

Das alles war einfach absurd, war unmöglich.

Dr. Amondo hatte es aufgegeben, über sein geheimnisvolles Erlebnis nachzugrübeln. Er hatte es tun müssen, sonst wäre er wirklich wahnsinnig geworden. Nun beschränkte Amondo sich darauf, seine Pflicht als Arzt zu erfüllen.

Felipes ganzer Nervenapparat schien von dem Unfall beschädigt worden zu sein. Er sprach kein Wort und gab auch kein Zeichen irgendeines Gefühls von sich. Selbst als Señora Ortez und seine Töchter am Nachmittag kurz an seinem Bett standen, zuckte er mit keinem Muskel, sondern starrte nur mit stumpfem Blick gegen die Zimmerdecke.

Felipes Familie verließ nach kurzer Zeit verstört das Krankenzimmer.

»Sagen Sie ehrlich, Doktor, was hat er?« fragte Señora Ortez, die mit einer schmutzigen Kittelschürze bekleidet war, ein wenig einfältig.

Amondo schloß die Tür und blickte verlegen zu Boden.

»Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß es auch nicht genau«, murmelte er. – »Keine erkennbaren Verletzungen, vielleicht ein Schock. Wir werden bis morgen warten. Wenn sich bis dahin nichts ändert, schaffen wir ihn ins Krankenhaus.«

Nach einer kleinen Pause sagte Señora Ortez mit einem zu Herzen gehenden Ton der Rührung. »Wir wollen gerecht sein und dem Herrgott danken, daß er überhaupt noch am Leben ist.«

Amondo schaute die Frau betreten an. Die Schuld an dem Schreck der Wirtin hatte er ja. Er, der ihr die Todesnachricht überbracht hatte.

Jeder vernünftige Mensch mußte ihn ja für verrückt halten. Und man konnte es demjenigen nicht einmal übelnehmen.

»Ich war heute morgen einem schlimmen Irrtum erlegen, Señora Ortez«, murmelte er schuldbewußt. »Bitte, verzeihen Sie mir.«

»Aber Doktor.« Die Wirtin schaute ihn verwundert an. »Wir sind ja glücklich, daß Sie sich geirrt haben. Wir wissen doch, daß Sie selber…«

»Schon gut.«

Amondo schob die beleibte Wirtin zur Tür. Er spürte plötzlich ein paar weiche Lippen auf seinen Wangen.

»Es wird schon alles wieder gut werden«, hörte er die Stimme von Isabell Ortez. Einen Augenblick fühlte er sich versucht, das Mädchen in die Arme zu nehmen, aber er ließ es sein.

Dr. Amondo schaute der Familie noch lange nach. Erst als schon die Dämmerung hereinbrach und die Gestalten der Wirtin und ihrer Töchter nur noch als helle Flecke zu erkennen waren, trat der Arzt wieder ins Haus.

Er schaltete die Tischlampe auf seinem Schreibtisch an, ließ sich auf den hinter dem Schreibtisch stehenden Stuhl fallen und versank mit hängendem Kopf in dumpfes Brüten.

Wieder überkam ihn die Erinnerung an das grausige Erlebnis.

Der Doktor stützte seine Ellbogen auf den Schreibtisch und vergrub sein Gesicht in den Händen. Er spürte, wie sich seine Kehle zusammenzog.

»Hilf mir, mein Gott! Hilf mir!« flüsterte er lautlos.

Ein Geräusch im Nebenzimmer ließ ihn zusammenfahren. Es war, als wäre etwas Schweres zu Boden gepoltert. Dann knarrten die Dielen. Die Tür flog auf und schlug krachend gegen die Wand. In ihrem Rahmen stand die gewichtige, nur mit einem Nachthemd bekleidete Gestalt Felipes. Sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit verzerrt.

Seine Augen waren verdreht. Die Lippen waren halb hochgezogen,

als wären sie bereit, einen Schrei auszustoßen, der sich nicht aus der Kehle lösen konnte.

»Felipe.« Amondo war so überrascht, daß er aufsprang und sein Stuhl polternd zu Boden fiel.

Langsam, mit schweren Schritten, kam Felipe auf den Arzt zu.

»Señor Ortez, Sie müssen im Bett bleiben.« Amondos Stimme klang heiser und schrill.

Der Wirt reagierte nicht. Er schien sich seines Tuns nicht bewußt zu sein. Mechanisch, einen Fuß vor den anderen setzend, kam er näher.

»Felipe!« schrie der Arzt noch, dann warf ihn ein fürchterlicher Schlag in die Magengrube gegen den Instrumentenschrank.

Klirrend und krachend stürzte das altersschwache Möbel mitsamt seinem Besitzer zu Boden.

Stöhnend und unfähig sich zu rühren, lag Amondo in den Trümmern.

Glasscherben knirschten unter Felipes Schritten. Das unmenschlich verzerrte Gesicht des Wirtes beugte sich über den Arzt. Die zu Klauen geformten Hände schlossen sich gnadenlos um seinen Hals…

***

Sie scheint ein schwaches Herz zu haben. Der Schreck hat ihr den Rest gegeben.

»Wir müssen einen Arzt kommen lassen«, murmelte Zamorra, der sich neben der zusammengesunkenen Gestalt am Fuße der Treppe niedergekniet hatte. Er spürte einen faden Geschmack im Mund.

Es war ein Mordanschlag auf Don Marcelino verübt worden.

Aber von wem? Sein Blick fiel auf die Stelle, wo neben Almagros Füßen das Schwert im spärlichen Licht blinkte. Es mußte ein unsichtbarer Mörder gewesen sein. Ein Schaudern kroch Zamorra über den Rücken.

Don Marcelino stöhnte leise.

Schluß mit dem Grübeln. Das war nicht der richtige Moment, um Denksportaufgaben zu lösen. Man mußte sich um Almagro und das Mädchen kümmern. Zamorra erwachte aus seiner Lähmung und richtete sich auf.

Vor ihm stand Juan Perez und neben ihm Nicole Duval.

»Was ist geschehen, Chef?« fragte Nicole. Erstaunen, Entsetzen und ein wenig Angst schwangen in ihrer Stimme mit. Sie starrte mit geweiteten Augen abwechselnd auf den blutigen Kopf Don Marcelinos und auf das zu seinen Füßen liegende Schwert. »Hat man Don Marcelino ermordet?« forschte sie weiter.

»Ein Mordanschlag war es allerdings, jedoch nicht von einem Mörder aus Fleisch und Blut«, murmelte Zamorra mit sorgenvoller Miene. »Es ist höchste Zeit, daß wir diesem Spuk ein Ende setzen. Legen wir sie irgendwohin«, befahl Zamorra. Er faßte Maria unter die Arme,

wahrend Señor Perez mit seinem rechten Arm die Beine des Mädchens nahm.

Der Spanier wies den Weg zu einem Gang im westlichen Teil des Gebäudes, in dem sich mehrere unbenutzte Schlafräume im Erdgeschoß befanden. Nicole lief blaß mit kleinen, trippelnden Schritten voran und öffnete die Tür.

Nachdem sie Maria auf eine breite Bettstatt gelegt hatten, eilten sie zurück und holten ihren Vater. Das Gesicht war durch das immer noch aus seiner Wange hervorquellende Blut bis zur Unkenntlichkeit verschmiert. Sie legten ihn neben seine Tochter.

Nicole und Juan Perez verbanden den Kopf des Schloßherrn mit einem Laken, das sie einer Schublade entnommen hatten.

»Ich bin zwar ein Laie, verstehe aber einiges von Medizin«, murmelte Zamorra halblaut. Mit katzenartiger Geschwindigkeit bewegte er sich um das Bett herum auf die andere Seite und ergriff Marias schlaff daliegende linke Hand. Ihr gesamter Körper war schlaff und kraftlos.

Professor Zamorras Gesicht wurde ernst. Er wußte, daß ein Mensch an einem großen Schreck sterben konnte. Der Schreck raubte dann die Kraft, die das Herz braucht, den Blutstrom zum Hirn hinaufzupumpen. Das Blut sinkt zurück in die Unterleibsvenen und wird dort zum Stillstand gebracht.

Besorgt betrachtete Zamorra die blasse, schweißnasse Stirn Maria de Almagros. Er legte seine Hand unter ihre linke Brust. Der Herzschlag des Mädchens war so schwach, daß Zamorra ihn kaum wahrnahm, und der Pulsschlag erweckte den Anschein, als ob er jeden Moment aussetzen wollte.

»Wie weit ist es bis zum nächsten Arzt?« fragte er heiser. Sein Blick heftete sich auf Perez.

Der Historiker rieb sich nervös seinen Bart. »Das sind etwa fünf Kilometer bis Puento San Michel.«

»Telefon gibt es nicht?«

»Nein.«

»Können Sie fahren?«

»Natürlich nicht« Zamorras Blick streifte den leeren Jackenärmel des Spaniers.

»Es tut mir leid, Professor, aber könnte José fahren?« Schon die Nennung dieses Namens berührte Zamorra unangenehm. Aber was blieb ihm anderes übrig?

»Ja, bitte, sagen Sie ihm, daß er fahren und den Arzt holen soll, Señor Perez.«

Juan Perez rannte aus dem Zimmer, Seine Schritte verklangen.

Zamorra und Nicole warteten schweigend.

Vorher war die Zeit wie rasend vergangen, und nun schienen die Minuten zu schleichen. Nicoles rosig lackierte Fingernägel trommelten

in leisem und unregelmäßigem Takt auf die glänzende Ahornplatte der Kommode.

Zamorra war überzeugt, schon mindestens eine halbe Stunde zu warten, obwohl in Wirklichkeit gerade zehn Minuten vergangen waren, als Perez wieder in der Tür auftauchte.

»Ich kann José nicht finden.« Die Stimme des Historikers klang verzweifelt und ratlos.

Zamorra kniff die Augen zusammen. Seltsam, plötzlich war dieser José verschwunden.

Sein Blick wanderte über die beiden regungslos im Bett liegenden Gestalten. Es nutzte nichts, ein Arzt mußte her. Vielleicht sollte er selbst fahren? In Zwanzig Minuten konnte er wieder zurück sein.

»Ich fahre«, entschied er dann. »Es ist vielleicht besser, wenn Sie mitkommen, Nicole«, wandte er sich an seine Sekretärin.

Einen Augenblick schaute ihn Nicole mit gerunzelter Stirn an, dann schüttelte sie den Kopf.

»Fahren Sie nur, Chef. Ich kümmere mich inzwischen um die beiden«, sprudelte sie hervor.

Zamorra wandte sich an Perez. »Wo ist der Wagen?« fragte er kurz.

»Ich denke, er wird noch vor dem Haus stehen. Kommen Sie, ich begleite Sie bis vor die Tür.«

Wie ein Hirte bei seiner Herde, hielt Nicole neben dem Bett Wache, während Zamorra und Señor Perez den Raum verließen.

»Sehen Sie.« Der Historiker wies auf den wirklich noch vor der breiten Treppe stehenden Peugeot.

Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, und der bei ihrer Ankunft noch heitere Himmel hatte sich wieder mit dunklen Wolken überzogen.

Zamorra öffnete die Tür des Wagens. Der Schlüssel steckte im Zündschloß.

»Passen Sie auf Mademoiselle Duval auf«, rief er dem Spanier zu.

Er schwang sich in den Wagen, knallte die Tür zu und startete.

Der Peugeot rollte an. Kies knirschte unter den anfangs durchdrehenden Rädern und spritzte zur Seite. In einer eleganten Kurve wendete Zamorra, fuhr den Anfahrtsweg hinab und bog auf die Straße in Richtung Puento San Michel ein. Die düsteren Umrisse des Schlosses verschwanden hinter den dicken schwarzen Stämmen der Bäume.

Zamorras Hände umklammerten das Lenkrad. Sein Gesicht war ernst und verschlossen, während er den Wagen sicher über die schmale, kurvenreiche Straße steuerte.

Auf einmal hatte er das Gefühl, nicht allein im Auto zu sein. Er glaubte, daß ihn unsichtbare Augen beobachteten. Unruhe überkam ihn.

Nur mühsam gelang es Zamorra, seiner plötzlich aufsteigenden Erregung Herr zu werden. Seine zusammengekniffenen Augen forschten im Innenspiegel. Außer den dunklen Polstern konnte er jedoch nichts erkennen.

»Ist da jemand?« stieß er hervor. Obwohl er leise gesprochen hatte, schien seine Stimme zu dröhnen.

Zamorra verlangsamte das Tempo, spannte seine Muskeln und bereitete sich darauf vor, einem eventuellen Angriff wirkungsvoll entgegenzutreten.

Er schien endlose Zeit zu brauchen, um die kurze Strecke zurückzulegen.

Zamorra konnte sich während der ganzen Zeit nicht von dem bedrückenden Gefühl frei machen, einen unsichtbaren Beifahrer zu haben. Als endlich die ersten schon beleuchteten Häuser des Dorfes auftauchten, war der Hexenspuk genauso plötzlich, wie er gekommen war, vorbei.

Zamorra atmete auf. Er sah eine Gestalt aus einem der Häuser treten, bremste und hielt.

»Verzeihung«, fragte er, nachdem er die Seitenscheibe heruntergekurbelt hatte. »Wo wohnt hier ein Arzt?«

Ein schlaksiger junger Mann stand neben dem Wagen. Er beschattete die Augen mit seiner Hand und sah Zamorra mißtrauisch an.

Endlich, nachdem die kritische Musterung zu seiner Zufriedenheit ausgefallen zu sein schien, bequemte er sich, eine Auskunft zu geben.

***

Die Dämmerung hatte sich verdichtet, es war fast dunkel geworden.

Unter dem farblosen Himmel zeichneten sich schwarz und verschwommen die Umrisse des Schlosses ab. Nur aus zwei Fenstern im Erdgeschoß des Hauptgebäudes drang schwacher gelber Lichtschein.

Fast vergeblich war der kümmerliche Versuch der kleinen Nachttischlampe, den Raum zu erhellen. Ein schmaler Lichtstreifen fiel über das Bett, der Rest des Zimmers blieb in dämmeriges Zwielicht getaucht. Die Fensterrahmen zeichneten sich als schwarze Vierecke an der gegenüberliegenden Wand ab.

Nicole Duval saß auf einem hohen, unbequemen Stuhl neben dem Bett, auf dem Don Marcelino und Maria lagen.

Im gesamten Schloß war es so still, daß Nicole ihr eigenes Herzklopfen hören konnte. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach das leise Stöhnen Don Marcelinos die dumpfe, lastende Stille.

Señor Perez kommt auch nicht zurück, dachte Nicole. Sie schluckte, ihre Kehle war trocken. Ein quälender Durst überfiel sie plötzlich.

»Ich muß etwas zu trinken haben«, flüsterte sie, erhob sich und warf

einen unsicheren Blick über das Bett. Noch zögerte Nicole.

»Einen kleinen Augenblick kann ich sie ja wohl allein lassen«, murmelte sie, nachdem sie einige Sekunden zaudernd mit Daumen und Zeigefinger ihrer recht en Hand über die trockenen Lippen gestrichen hatte.

Schon huschte die schlanke Gestalt zur Tür hinaus.

Nicole war zwar erst einige Stunden im Schloß, aber sie kannte sich schon gut aus. Trotzdem kein Licht brannte, fand sie den Weg durch den Gang in die Halle.

Wo nur Perez bleibt?

Nicole stieg die Treppe hinauf, die zu den oberen Räumen führte.

Ganz wohl war es ihr nicht in diesem fremden düsteren Gemäuer.

Nicole dachte an den Vorfall mit Don Marcelino. Aber immerhin war Señor Perez in der Nähe, und der Professor würde auch bald wieder zurück sein.

Mit gemischten Gefühlen stieg Nicole die letzten Stufen zur oberen Etage hoch. Ihr Ziel war der Raum, in dem sie zuletzt gesessen hatten. Dort standen Flaschen mit Getränken. Nicht zu glauben, was Durst für ein schreckliches Gefühl war. Sie mußte jetzt einfach etwas Flüssiges über die Lippen bekommen.

Schon stand Nicole in dem Gang, von dem die Türen zu den Wohn- und Schlafräumen abzweigten.

Dort, aus der halboffenen Doppeltür, aus der Lichtschein fiel, mußte es sein.

Erst als Nicole Duval durch die Tür trat, wurde ihr klar, daß sie sich geirrt hatte. Dies war ein anderer Raum, den sie noch nicht gesehen hatte.

Nur wenige Möbel standen in dem kahlen Zimmer. Ein paar Sessel und ein runder weißgedeckter Tisch. Vier brennende Kerzen standen darauf. Ihr Schein fiel auf die mit mattgoldenen Ornamenten verzierten Vorhänge an den Fenstern und auf einen unheimlichen Totenschädel, der eingefaßt in einem Rahmen über dem Kamin hing. Die Kerzen flackerten, und auch der Totenschädel schien sich gespenstisch zu bewegen.

Das Bild mit dem Totenkopf übte eine seltsame Anziehungskraft auf sie aus. Nicole, die sich sonst über derartige Abbildungen höchstens amüsiert hatte, trat näher.

Die Tür hinter Nicole Duval schloß sich, und wieder flackerte das Kerzenlicht, aufgescheut von dem Luftzug.

Nicole fuhr unvermittelt herum. Sie runzelte ungläubig ihre Stirn und sah erstaunt auf die Gestalt, die an der geschlossenen Tür lehnte. Sie blickte genau in das bärtige Gesicht von Juan Perez.

»Sagen Sie, was soll das hier? Warum haben Sie mich allein gelassen?« Nicole Duvals weiche Stimme drückte Verwirrung aus.

Perez lächelte. »Ich habe Sie hier erwartet, Mademoiselle.« Seine rechte Hand hielt er auf dem Rücken.

Gleichzeitig wandte er sich halb um, zog die Hand hinter dem Rücken hervor, und Nicole sah, daß sie einen Schlüssel hielt.

Blitzschnell schloß Perez die Tür zu.

Nicole wurde unsicher.

»Was machen Sie denn da? Warum schließen Sie ab?« Sie musterte den Bärtigen mißtrauisch. Von nun an kam ihr alles, was sie sah und hörte, verzerrt vor.

Der Spanier kam mit langsamen, jedoch geschmeidigen Schritten auf Nicole zu. Das Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden.

In seinen Augen glühte ein unheimliches Feuer.

Dicht vor Nicole blieb er stehen.

»Ich brauche Sie, Nicole«, stieß Perez leise zwischen den Zähnen hervor. Seine Hand umfaßte das Mädchen und tätschelte seinen Rücken.

»Lassen Sie das!« Nicole stieß den Einarmigen mit aller Kraft zurück. Ihre Augen schleuderten Blitze. Die Brust hob und senkte sich erregt unter ihrem Kleid.

»Sie sind ein widerliches Stück«, flüsterte sie leise, aber energisch.

»Nun gut, Sie wollen es nicht anders«, murmelte Perez. »Sie werden auf Nimmerwiedersehen von der Bildfläche verschwinden, Nicole Duval. Ihr Chef, Professor Zamorra, wird ihnen folgen, denn ich hasse es, wenn man sich in meine Angelegenheiten mischt. Ihr beiden werdet nicht die ersten sein. Sie wissen Bescheid, nicht wahr?« Teuflisches Grinsen lag um den bärtigen Mund. »Passen Sie gut auf, Nicole Duval.«

Für einige Sekunden herrschte Schweigen.

Wortlos, jeden Nerv gespannt, beobachtete Nicole, was jetzt geschah.

Juan Perez trat an die kahle Wand, an der das Bild mit dem Totenschädel hing. Er berührte den Rahmen mit zwei Fingern und schob ihn langsam einige Millimeter nach links.

»Sie gehört dir, Atahualpa! Komm und hole Sie dir.« Perez Stimme dröhnte durch die Stille.

Die Ahnung einer drohenden Gefahr überkam Nicole. Ihre Lippen standen halb offen, und ihre Zähne glitzerten. Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück und preßte die Hände gegen die Schläfen.

Das konnte doch nur ein verrückter Traum sein.

Eine Hand tauchte mitten aus der massiven Wand vor ihr auf.

Langsam folgten der Kopf und der Körper eines übergroßen Mannes. Nicole erkannte in ihm den Schloßverwalter.

Er war wirklich aus der Wand gekommen. Diese phantastische Tatsache lähmte Nicoles Denken.

»Erstaunt, Mademoiselle Duval?« Perez rückte den Totenschädel

wieder ein wenig nach rechts, kam auf Nicole zu, packte sie am Handgelenk und riß sie bis zu der geheimnisvollen Wand.

»Fühlen Sie.« Er drückte Nicoles Hand gegen die Mauer und rieb sie brutal ihn und her. Der rauhe Putz riß ihre Haut blutig. Der Schmerz trieb Nicole die Tränen in die Augen, aber er weckte auch ihren Widerstand.

»Loslassen!« stieß sie schrill hervor. Gleichzeitig versetzte sie Perez mit ihren hochhackigen Schuhen einen Tritt gegen das Schienbein, der ihn vor Schmerz aufbrüllen ließ.

Mit dieser Aktion war aber Nicoles Versuch, ihr Schicksal zu ändern, schon beendet.

Zwei mächtige Arme schlangen sich um sie und preßten ihren Körper zusammen. Nicoles anfängliches Strampeln erstarb. Regungslos, wie eine Puppe, lag sie an der gewölbten Brust des Riesen, der mit ihr Sekunden später durch die unheimliche Wand verschwand.

Juan Perez, der einarmige Historiker, ließ sich mit einem satanischen Gelächter in einen Sessel fallen.

***

Der Peugeot stoppte mit kreischenden Bremsen vor Dr. Amondos Haus.

Aus zusammengekniffenen Augen musterte Zamorra das Haus.

Links neben dem Eingang drang Licht durch ein Fenster. Er spürte ein Kribbeln in seinem Nacken, ein Gefühl, das ihm nicht fremd war, und er hatte es plötzlich sehr eilig.

Zamorra klinkte die Tür auf, sprang aus dem Wagen und stürmte auf das Haus zu. Ein lautes klirrendes Geräusch veranlaßte ihn, sich dem beleuchteten Fenster zu nähern und hindurchzuspähen. Der Blick durch die nicht ganz geschlossenen Vorhänge ließ ihn erstarren.

Zamorra sah in einen Raum, der wohl das Behandlungszimmer des Dorfarztes war. Er wurde durch eine Lampe erhellt, die auf einem Schreibtisch stand. Die Lampe war umgefallen und hüllte den Raum in ein Halbdunkel, das die Wirkung des grausigen Anblicks noch erhöhte.

Vor dem Schreibtisch lag in einem Trümmerhaufen aus Holz und Glas ein Mann. Sein Gesicht war gedunsen und verfärbt. Ein anderer beugte sich über ihn und war offensichtlich im Begriff, den Mann am Boden zu erwürgen.

Hier war höchste Eile geboten. Zamorra hob die Hand und drückte sie prüfend gegen das Fenster. Es gab nach. Er drückte stärker, und der Flügel des Fensters flog weit auf.

Der Mörder war so in sein grausames Werk versunken, daß er nicht bemerkte, wie Zamorra in den Raum kletterte.

Erst als Zamorra ihn an den Schultern zurückriß, ließ er von seinem Opfer ab.

Zamorra erschrak, als er nun in das Gesicht des Würgers sah. Die blutleeren Lippen waren verzerrt und ließen es wie eine Grimasse erscheinen. Tote, kalte Augen starrten ihn an, schienen durch ihn hindurchzugehen und ihn gar nicht zu sehen. Daß der Mann ihn trotzdem sah, sollte Zamorra gleich schmerzhaft erfahren.

Ohne Ansatz kam der Schlag, der ihn in die Magengrube traf und gegen die Wand schleuderte.

Ein paar Herzschläge lang schnappte Zamorra nach Luft, dann hatte er sich gefangen und schlug zurück. Keuchend und auf jede Deckung verzichtend, stand der Angreifer vor ihm. Zamorra schmetterte seine Faust mit voller Wucht gegen das Gesicht des Mannes. Der wohlgezielte Schlag traf seine Kinnspitze wie ein Dampfhammer.

Erstaunt sah Zamorra, daß dieser mörderische Hieb bei seinem Gegner so gut wie keine Wirkung erzielte. Der Mann schüttelte sich und griff wieder an. Mit wilden Schlägen drang er auf ihn ein.

Blitzschnell wich Zamorra mit einem Sidestep aus. Die hervorschießenden Hände des Fremden pfiffen wie Granaten an seinem Kopf vorbei und landeten mit einem häßlichen Geräusch an der Wand.

Wieder konnte Zamorra sein Erstaunen nicht verbergen. Bei diesem fürchterlichen Aufprall seiner Fauste an die harte Wand hätte der Kerl doch vor Schmerzen aufbrüllen müssen. Nichts dergleichen geschah. Lautlos kämpfte er weiter. Seine Arme wirbelten wie Windmühlenflügel durch die Luft.

Mit tänzelnden Schritten wich Zamorra den Schlägen aus. Nur einer der Hiebe streifte ihn, riß ihm das Hemd weit auf und hinterließ eine blutige Spur auf seiner Brust.

Den nächsten Schlag unterlief Zamorra. Zwei-, dreimal pflanzte er seine Fauste mit aller Wucht in den Körper des unheimlichen Gegners. Diese wirklich harten Brocken brachten den Mann aus seinem Gleichgewicht. Er wurde in die Verteidigung gedrängt. Mit einer Serie kurzer, harter Schläge trieb Zamorra ihn vor sich her.

Der Gegner taumelte und stützte sich keuchend gegen die Wand.

Seine Augen starrten ausdruckslos, und seine Nasenflügel bebten.

Zamorra setzte einen mörderischen Karateschlag in den Nacken seines Gegners. Doch der Mann fiel nicht.

Dieser Spezialhieb war mit Garantieschein. Kein Mensch, der ihn einsteckte, blieb danach auf seinen Beinen stehen. Aber der Kerl stand und schüttelte den Kopf, als wollte er die Wirkung des erhaltenen Schlages abschütteln.

Einen Augenblick lang vergaß Zamorra, an seine eigene Sicherheit zu denken.

Der Mann, den er schon erledigt glaubte, schlug überraschend zu.

Sein Arm schnellte vor, und ein mörderischer Hieb, genauso

ansatzlos geschlagen wie der erste, traf den Professor zwischen die Augen.

Zamorra flog quer durch den Raum, fiel über den am Boden liegenden Dr. Amondo und schlitterte noch auf dem Rücken liegend durch die Scherben des Glasschranks. Unzählige feurige Sonnen zerplatzten vor Zamorras Augen. Stöhnend versuchte er, sich aufzurichten. Noch ehe er seinen Oberkörper eine Handbreit vom Boden hatte, wurde er wieder zurückgedrückt.

Zwei Klauenhände legten sich um seinen Hals. Zamorra merkte, daß der unheimliche Gegner auf seiner Brust kniete und spürte, wie ihm die Luft knapp wurde.

Mit wilden, strampelnden Bewegungen, versuchte er sich herumzurollen. Er packte die Handgelenke des Würgers, wollte sie von seinem Hals lösen. – Ohne Erfolg!

Wie ein Tonnengewicht kniete der Mörder auf seiner Brust. Unerbittlich drückten die schraubstockartigen Hände seinen Hals zusammen. Zamorra spürte, daß er verloren war…

***

Nicole Duval bekam keine Luft. Ein Kälteschauer überrann sie, und ein eisiger Ring legte sich um ihr Herz. Sekunden später wehte ein heftiger Wind um ihre Wangen, und sie konnte wieder frei atmen.

Der dämonische Riese ließ das Mädchen zu Boden gleiten und beobachtete sie lauernd.

»Wo bin ich?« flüsterte Nicole mit bleichen Lippen. Verzweifelt stellte sie fest, daß sie sich in einer unheimlichen, fremdartigen Welt befand.

Sie standen auf einem sturmumwehten Felsplateau. Tief unter ihnen schimmerten die weißen Mauern der Geisterstadt.

Nicoles Gehirn sträubte sich dagegen, das Erlebte zu glauben.

Wahrscheinlich bin ich verrückt geworden, dachte sie. Es war doch wider alle Vernunft, zu glauben, man könne durch eine dicke Wand gehen und plötzlich…

Zaghaft tastete sie nach einer aus dem steinigen Untergrund aufragenden Felsspitze. Sie war da! Greifbar! Also war es Wirklichkeit.

Nicole zuckte zusammen. Wieder fühlte sie sich emporgerissen.

Der Riese umklammerte sie und trug sie wie ein Spielzeug über das Plateau. Er stemmte sich gegen den Sturm, stieg über Felsen und steinerne Treppen in das Tal hinab, über dem schon die Schatten der Dämmerung lagen. Tropische Nacht senkte sich herab. Ein bleicher Mond stieg über die Felsen und tauchte die Ruinen von Machu Pichu in ein gespenstisches Licht.

Der Dämon stapfte mit seiner Last immer weiter. Der Weg wurde flacher. Spärliche Vegetation umgab sie. Der Wind wurde sanfter.

Matten von dürrem Gras und die Schatten einiger Sträucher wiegten

sich in einem lautlosen Tanz.

Durch das leise Rauschen des Windes erklang plötzlich eine geheimnisvolle, fremdartige Melodie.

José blieb stehen und setzte Nicole ab. Sein ausgestreckter linker Arm wies auf die im Mondschein unwirklich glänzenden Ruinen.

Sein starres Gesicht verwandelte sich plötzlich. Es wurde drohend und traurig zugleich.

»Alles habt ihr uns zerstört. Die Stadt, das Haus der Sonne, das ganze herrliche Reich. Dafür müßt ihr büßen.« Seine Stimme klang hohl und schepperte seltsam.

Wieder verwandelte sich das Gesicht des Schloßverwalters.

Auf seinen Schultern saß plötzlich ein höhnisch grinsender Totenschädel. Die ganze riesige Gestalt tauchte in der Nacht unter.

Das Grauen raubte Nicole Duval den Atem. Sie wollte schreien und brachte keinen Ton hervor. Sie wollte fliehen und war nicht imstande, ein Glied zu rühren. Dann sah Nicole plötzlich, daß sie nicht allein war. Um sie herum standen dunkle Schatten, und als sie mit vor Angst geschärften Augen hinschaute, erkannte sie, daß es halbnackte Männer und Frauen waren. Indios!

Fremdartige Laute umschwirrten sie. Nicole fühlte, wie sie am Handgelenk ergriffen und mitgerissen wurde.

Ein helles flackerndes Licht tauchte vor ihren Augen auf. Es stammte von einem riesigen Lagerfeuer.

Fetzen eines herzzerreißenden Wimmerns fegten über den Platz.

Todwund wand sich ein Mensch in langsamem, qualvollem Sterben.

Gleichgültig blickten die Indios auf den Sterbenden hinab, der aus klaffenden Wunden den Sand mit seinem Blut tränkte und immerfort wimmerte.

Mehrere an Händen und Füßen gefesselte Männer hockten dicht daneben am Feuer. Wie nasse Säcke hingen uralte Lumpen an ihren abgezehrten Körpern. Einer der Männer stach durch sein Aussehen von den anderen auffallend ab. Er hatte tiefschwarzes welliges Haar und war mit einem relativ sauberen Schlafanzug bekleidet.

Nicole sah, daß sich die Indios auf einen der Männer stürzten. Sie packten ihn, sie zerrten und rissen an ihm, gleich hungrigen Wölfen an einem Kadaver, daß Haut und Kleider in Fetzen gingen, und schleppten ihn im Triumphgeheul, mit Tritten und Schlägen zu einer Art Richtplatz.

Einige Schritte vom Feuer stand ein blutbeflecktes Instrument, ein sinnreich konstruierter Prügelbock. Gut einen Meter hoch, einen Meter lang und breit, bestand er aus einem in der Mitte vertieften Lattenrost, der auf vier schweren, durch Querleisten verstrebten Füßen ruhte.

Das Opfer, das nun zu diesem Folterinstrument geschleppt wurde, war ein kleiner schwächlicher Mann, dem die fahle Haut und die

hervorstehende, leicht gekrümmte Nase geisterartige Züge verliehen.

Es ging alles sehr schnell. Die Indios warfen das Bündel Mensch auf den Bock und zogen mit satanischer Lust einige Stricke über seinem Rücken zusammen.

Pfeifende und klatschende Geräusche erfüllten die Luft.

Sechs stämmige Indios hieben mit riesigen Baumwurzeln auf den Unglücklichen ein. Das ständige Schlagen auf die gleichen Stellen brachte die Haut zum Platzen, und das Blut tropfte auf Bock und Sand.

Der Geschlagene schrie wie ein Tier, aber nach einer Weile wimmerte er nur noch und schwieg dann ganz.

»Nein«, flüsterte Nicole leise, tonlos. »Nein.«

Ihr Kopf sank nach vorn, und ihre Knie gaben nach, langsam fiel sie zusammen. Eine gnädige Ohnmacht hüllte ihren mitleidvollen Mantel um Nicole Duvals Bewußtsein.

***

Unerbittlich preßten sich die Hände um seinen Hals. Vor Professor Zamorras Augen schwamm alles. Noch einmal spannte er seine Kräfte an und bäumte sich auf.

In diesem Moment geschah etwas, was für Zamorra so überraschend kam, daß sein Hirn eine Weile brauchte, um es zu begreifen.

Der Kerl über ihm, der bis jetzt keinen Laut von sich gegeben hatte, stöhnte plötzlich auf. Seine Pranken lösten sich von Zamorras Hals und fielen schlaff herab. In den Augen des Würgers, die starr auf Zamorras Brust geheftet waren, flackerte Angst. Ein Beben ging durch seinen Körper.

Er richtete sich auf und wich langsam zurück, wobei er seinen entsetzten Blick nicht von Zamorras Brust löste.

Erleichtert füllte Zamorra seine Lungen mit kostbarem Sauerstoff.

Langsam richtete er seinen Oberkörper auf. Während er tief durchatmete, rieb er sich den schmerzenden Hals. Seine rechte Hand fuhr zur Brust hinab, und im gleichen Augenblick wurde ihm der rätselhafte Umschwung der Situation klar.

Aus seinem zerfetzten Hemd baumelte das Amulett Leonardo de Montagnes hervor.

Es bestand aus ziseliertem Silber. Ein Drudenfuß in der Mitte, um den herum kreisförmig die zwölf Tierkreiszeichen geordnet waren.

Den äußeren Ring des Amuletts bildete ein schmales Silberband mit geheimnisvollen Zeichen und Hieroglyphen.

Zamorra hatte sich das Amulett, das seine scharfe Waffe gegen die Kräfte der Finsternis war, beim Betreten Schloß Santillanas umgehängt. Zu seinem Glück, wie er jetzt feststellen mußte.

Etwas, was Zamorra geahnt hatte, wurde ihm jetzt klar. Er hatte mit keinem lebenden Menschen gekämpft, sondern mit einem Dämon,

einem Abgesandten der Hölle.

Professor Zamorra stand wieder fest auf seinen Beinen. Aus schmalen Augenschlitzen betrachtete er den nur mit einem Nachthemd bekleideten Mann, der sich zitternd an die gegenüberliegende Wand preßte. Unruhe, Angst und Entsetzen spiegelten sich in den verzerrten Gesichtszügen des Unheimlichen.

Zamorra fühlte, wie er vom Kopf bis zu den Fußspitzen eiskalt wurde.

Er, der ein erbitterter Gegner der teuflischen Mächte und ihrer Helfer war, kannte jetzt keine Gnade. Er löste die dünne, silberne Kette von seinem Hals und nahm das Amulett zwischen Daumen und Zeigefinger. Langsam näherte er sich, das Amulett mit ausgestrecktem Arm weit von sich haltend, dem Wesen, von dem er annahm, daß es kein Mensch war.

Das langsame Näherkommen schien eine Folter für den an die Wand gepreßt stehenden Mann zu sein. Seine Augen starrten das Amulett an, als hätten sie nie zuvor so etwas Entsetzliches gesehen.

Abwehrend hob er die Hände. Sein Kopf begann hin und her zu schlagen. Eine Reihe von Lauten, die an kein bestehendes Wort erinnerten, entströmten seinem verzerrten Mund. Zamorra stieß die Arme beiseite. Mitten in die Fratze hinein preßte er das Amulett.

Der Kopf des Mannes kippte nach vorn. Ein dumpfes hohles Stöhnen, in das sich ein Geräusch mischte, als würde grober Stoff zerrissen, drang aus seinem Mund.

Wenn Zamorra nicht schon andere Dinge gesehen oder nicht etwas Ähnliches geahnt hätte, dann hätte er jetzt selber an seinem gesunden Menschenverstand gezweifelt.

Das Bild, das sich nun seinen Augen bot, wirkte fast komisch. Der Kopf des Mannes machte mit aufreizender Langsamkeit eine immer tiefere Verbeugung vor ihm. Ein Zittern durchlief die mächtige Gestalt in dem Nachthemd.

Wieder gab es das ratschende Geräusch. Der Kopf des Mannes löste sich vom Rumpf und polterte mit einem dumpfen Laut zu Boden, wo er dicht vor Zamorras Füßen liegenblieb.

Die Augen in dem plötzlich blutverschmierten Gesicht starrten mit einem Ausdruck von Traurigkeit und Verzweiflung auf den Körper, der nun langsam an der Wand herabrutschte.

Kaltes Grauen umklammerte Zamorras Herz.

Mit fest zusammengepreßten Lippen schlug er, einem inneren Zwang folgend, das Zeichen des Kreuzes.

Auf seiner Stirn glänzten Schweißtropfen. Ein Irrsinn war dies, ein von Höllenmächten erdachter Irrsinn. Zamorra schluckte. Sein Hals schmerzte, und eine leichte Übelkeit stieg aus seinem Magen auf.

Nachdem er einige Sekunden schweigend auf das gräßliche Bild zu

seinen Füßen gestarrt hatte, wandte er sich müde um und kümmerte sich um den am Boden liegenden Doktor.

Der Arzt war ohnmächtig. Sein Gesicht, das bleich und von maskenhafter Starre war, belebte sich, nachdem Zamorra dem Mann einen Schluck Wasser eingeflößt hatte und ein paar leichte Schläge auf die Wangen geklatscht hatte.

Langsam öffnete der Arzt die Augen. Argwohn blitzte in ihnen auf.

»Wer sind Sie?« Seine Stimme klang matt.

»Zamorra, Professor Zamorra. Ich nehme an, daß Sie der Arzt des Ortes sind?«

»Ja, das stimmt«, bestätigte Amondo heiser. »Ich bin Dr. Amondo.«

Mühsam und mit Zamorras Hilfe richtete er sich auf.

»Ich bin gekommen, um Sie zu einem Krankenbesuch zu holen«, erklärte Zamorra. »Ich kam gerade noch rechtzeitig. Sie waren in einer bedrohlichen Lage.«

»Ja, in einer bedrohlichen Lage«, wiederholte Amondo. Sein Blick fiel auf das makabre Bild mit dem toten Bündel und dem davor liegenden Kopf Felipe Ortez'. In einer vagen Geste, als wolle er einen unvermittelten Schlag abwehren, hob er die Hände.

Plötzlich brach der Arzt in ein Gelächter aus, das Zamorra das Blut in den Adern gefrieren ließ. Es war das Gelächter eines Verzweifelten, eines zutiefst getroffenen Menschen und hatte einen irrsinnigen Unterton.

»Hören Sie auf, Doktor! Hören Sie auf!« Zamorras Stimme gellte durch den Raum. Er packte Amondo an den Schultern und rüttelte ihn heftig.

Das Gelächter verebbte in gequältem Stöhnen.

»Nehmen Sie sich zusammen, Doktor, und beantworten Sie mir bitte ein paar Fragen. Wer ist dieser kopflose Mensch?«

Amondo tastete hinter sich und suchte am Schreibtisch Halt. Er lehnte sich an die Kante und berichtete mit stockender Stimme von dem Schauerdrama, das er an diesem Tage erlebt hatte. Er erzählte Zamorra alles. Von dem Auftauchen des Wirtes in den frühen Morgenstunden bis zu dem Augenblick, wo Felipe ihn gewürgt hatte.

»Glauben Sie mir, Señor Zamorra, noch einmal möchte ich das nicht erleben.« Ein unnatürliches Lächeln kroch über sein Gesicht.

Professor Zamorra verharrte einen Augenblick in statuenhafter Starre. Alles, was er eben gehört hatte, deutete auf das Schloß hin.

Dort existierten mächtige Dämonen, die vor keiner Grausamkeit zurückschreckten. Wenn er daran dachte, daß Nicole…

»Hören Sie, Doktor.« Mit wenigen, knappen Worten erklärte er Amondo den Zweck seines Aufenthaltes in dieser Gegend und den Grund, warum er ihn, den Arzt, dringend brauchte.

Während Zamorra sprach, fing Dr. Amondo an zu begreifen, was für

ein Spiel da mit ihm gespielt worden war. Der fremde Professor, der ihm das Leben gerettet hatte, flößte ihm Vertrauen ein. Instinktiv spürte der Mediziner, daß Professor Zamorra der richtige Mann war, der diesen schrecklichen Dingen ein für allemal ein Ende machen konnte.

»Wenn Sie es wünschen, Professor, gehe ich mit Ihnen«, lächelte Amondo matt. »Sogar auf dieses verdammte Schloß.«

***

Leises Stöhnen drang aus Maria de Almagros Mund, und ein krächzendes Geräusch von der anderen Seite des Bettes antwortete ihr.

»Vater?« kam es angstvoll und fragend über Marias Lippen. Sie versuchte sich aufzurichten, aber eine unsichtbare Last drückte sie in die Kissen zurück.

Die Atmosphäre des Raumes schien plötzlich mit Hochspannung geladen zu sein. Maria starrte mit angstvoll geweiteten Augen gegen die Zimmerdecke. Sie wußte, was jetzt kam.

Es war nicht das erstemal.

Die Nachttischlampe verbreitete genügend Helligkeit, um die dunklen Balken an der Decke erkennen zu können.

Erst verschwommen, dann klarer werdend, formten sich zwischen den Balken die Konturen des dämonischen Schloßverwalters. Die massige Gestalt schwebte wie ein Luftschiff über dem Bett. Die Augen in seinem groben, kantigen Schädel glühten böse. Sie versenkten sich in die angsterfüllten Augen des Mädchens.

»Vater, er will… Ich soll …« Auf Marias Stirn perlten kleine Schweißtropfen. Sie konnte sich dem Einfluß der dämonischen Augen nicht entziehen. Ein Zittern ging durch ihren schlanken Körper, und ein wimmernder Wehlaut drang aus ihrem Mund, dann war ihr Wille gebrochen.

Maria de Almagro war zum Werkzeug des furchtbaren Dämons geworden.

Mit langsamen, eckigen Bewegungen erhob sie sich. Ihr bleiches Gesicht war von einer maskenhaften Starre.

Das silbrig bläuliche Mondlicht, das durch die Fenster hereinfiel, ließ ihre Lippen grau, fast schwarz erscheinen.

Wie aus dem Nichts schwebte das kurze Schwert, mit dem Don Marcelino kurz vorher schon Bekanntschaft gemacht hatte, in die geöffneten Hände des Mädchens.

Von dem bösen, dämonischen Geist geleitet, bewegte sich die schlanke Gestalt wie eine Marionette zu der Seite des breiten Bettes, auf dem Don Marcelino mit verbundenem Kopf lag.

Maria de Almagro hob das Schwert mit beiden Händen und rammte es mit aller Kraft in die Brust ihres Vaters.

Ein stöhnender Wehlaut drang aus Don Marcelinos Kehle. Seine Glieder zuckten wild auf. Er rollte etwas zur Seite und blieb tot liegen.

***

Zamorra und Dr. Amondo hielten sich nicht mehr lange mit dem toten Felipe Ortez auf. Sie schleppten den Körper zu der niedrigen Liege und legten den blutverschmierten Kopf dazu. Einen kurzen Blick warf Zamorra noch auf den Unglücklichen.

Mitgefühl überkam ihn. Er dachte an Nicole Duval und spürte einen faden Geschmack im Mund. Bestimmt war es ein Fehler gewesen, Nicole mit nach Santillana zu nehmen und sie dann dort allein zu lassen.

»Beeilen wir uns«, sagte Zamorra rauh.

Dr. Amondo nickte stumm. Er horchte plötzlich auf und legte seine Hand auf Zamorras Arm. »Hören Sie, Professor.«

Draußen auf der Straße rumorte etwas.

Zamorra sprang mit einem Satz an das Fenster und beugte sich hinaus. Er fuhr plötzlich zusammen. Es dauerte ein paar Sekunden, bevor er sich in der Gewalt hatte, um rufen zu können.

»Doktor, löschen Sie das Licht.«

»Was ist…?«

»Das Licht aus!« wiederholte Zamorra in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Amondo rannte zum Schreibtisch und schaltete die Lampe aus.

Nur das schwach erleuchtete Fenster hob sich aus der Dunkelheit ab. Zamorra stand seitlich, eine Hand auf den Sims gestützt. Dr. Amondo eilte an seine Seite und reckte sich. Es dauerte eine Weile, bevor er erkannte, was sich vor seinen Augen abspielte.

Der Mond trat gerade hinter einer dicken Wolkendecke hervor und beleuchtete eine unglaubliche Szene.

Aus der offenstehenden Tür des Peugeot quollen wilde, exotisch aussehende, halbnackte Gestalten auf das unebene Pflaster der Straße. Fünf, sechs, immer mehr.

Während die ersten sich schon lautlos auf das Haus zubewegten, kletterten immer noch mehr aus dem Auto.

In Dr. Amondos Kopf schwirrte es, und die Angst würgte ihn an der Kehle.

»Was sind das für Wesen, Professor?« flüsterte er unsicher, während ein Schauer über seinen Körper rann.

»Auf keinen Fall Menschen aus Fleisch und Blut, Doktor«, zischte Zamorra schneidend. »Bleiben Sie um Gottes willen hinter mir, und rühren Sie sich nicht.« Damit schob Zamorra sich hinter den Vorhang des Fensters.

Seine Hand umklammerte das silberne Kettchen des Amuletts.

Zamorra atmete tief durch. Das Amulett mußte sich jetzt bewähren, oder sie waren verloren.

Es kam so, wie er es sich ausgerechnet hatte. Die unheimlichen Besucher wählten denselben Weg, den er genommen hatte.

Der erste dunkle Schatten tauchte in dem hellen Viereck des offenen Fensters auf. Zwei glühende Augen bohrten sich in den Raum, und zwei nackte Füße schwangen sich über den Sims des Fensters.

Erst als der Eindringling genau in der Reichweite von Zamorras Arm im Raum stand, blitzte das Amulett im kalten Mondlicht auf.

Das Gesicht der wilden Gestalt verzerrte sich. Der Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei. Der Unheimliche wollte zurückweichen.

Zu spät!

Zamorra preßte das Amulett mit aller Kraft auf die nackte Brust des Wilden. Der Mann zuckte zusammen.

Es gab einen häßlichen, zischenden Laut. Sekunden später war die Gestalt verschwunden.

Doch sofort war der nächste da. Eine neue Gestalt zwängte sich durch die Fensteröffnung.

Professor Zamorras Amulett bewies auch bei diesem Eindringling seine vernichtende Wirkung.

Mechanisch preßte Zamorra das Amulett auf die Körper. Lautlos, präzise, wie am Fließband, wurde eines nach dem anderen der eindringenden Wesen in ein Nichts aufgelöst.

Dr. Amondo hatte es aufgegeben, die hereinkletternden dunklen Schatten zu zählen. Erst als sich nichts mehr rührte und nur noch das kalte Mondlicht durch das Fenster strömte, atmete er auf.

Der Spuk war vorbei. Nur ein penetranter, scharfer Geruch schwebte noch durch den Raum.

Zamorra beugte sich vorsichtig aus dem Fenster und spähte hinaus. Seine Gesichtszüge entspannten sich. Draußen rührte sich nichts mehr. Auf der Straße stand der Peugeot, dunkel, mit weit geöffneten Türen.

Zamorra starrte ein paar Sekunden in die Dunkelheit. Bei dem Gedanken an Nicole wurde ihm sterbenselend zumute. Er hatte jetzt das fast sichere Gefühl, daß seine Sekretärin sich in einer schrecklichen Gefahr befand.

In seine Augen trat ein harter Glanz. »Kommen Sie, Doktor. Ich fürchte, wir werden auf Santillana noch mehr unangenehme Überraschungen erleben.«

Amondo schaltete das Licht ein, raffte in aller Eile einige Instrumente, Verbandsmittel und Arzneien zusammen und packte sie in eine große, bauchige Tasche. Der Doktor hatte uneingeschränktes Vertrauen zu Zamorra gefaßt. Er war davon überzeugt, daß dieser fremde Professor mit jeder Macht der Erde fertig wurde und wäre ihm sogar in die Hölle gefolgt.

Sie löschten das Licht, verließen das Haus und eilten zum Wagen.

Als Zamorra in den Peugeot klettern wollte, prallte er zurück.

Die Inneneinrichtung des Wagens war regelrecht verwüstet, zerhackt und auf wahrhaft vandalische Art zerstört. Die roten Lederpolster der Sitze waren wie mit Messern kreuz und quer zerschnitten und die Füllungen herausgerissen. Der Rest der Sitze sah aus, als habe eine Presse sie verbogen. Sie bestanden nur noch aus einem Gewirr von verbogenen Metallstäben und Winkeln. Die ledergepolsterte Innenverkleidung schien mit einem Beil bearbeitet worden zu sein. Zamorra betrachtete die Bescherung und stieß ein kurzes, freudloses Lachen aus, während Dr. Amondo im Moment gar nicht so recht erfaßte, was sich seinen Augen darbot.

»Mit diesem Wagen sind Sie gekommen, Professor Zamorra?«

»Mit diesem Wagen, verehrter Doktor. Aber nicht in diesem Zustand«, antwortete Zamorra mit beißender Höflichkeit. »Bitte, entschuldigen Sie, Doktor«, beeilte er sich hinzuzufügen. »Ich wollte Sie nicht verletzen. Es ist nur… Wie kommen wir jetzt schnell nach Santillana?«

»Schon gut«, lächelte Dr. Amondo. »Übrigens, vielleicht läuft er noch. Auf die Sitze könnten wir ja notfalls verzichten.«

»Wie bitte?« Zamorra sah ihn verständnislos an. »Aber natürlich«, murmelte er nach kurzem Besinnen. Schon begann er die Trümmer der Sitze aus dem Wagen zu reißen.

Eine Minute später drehte sich der Zündschlüssel im Schloß, und der Motor sprang leise surrend an.

Erleichtert atmete Zamorra auf. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, während er sich dem gespannt durch die offene Tür blickenden Amondo zuwandte.

»Danke, Doktor. Aber meistens kommt man auf das Naheliegende nicht«, murmelte er leicht zerknirscht. Er kroch aus dem Wagen und türmte einige Polsterreste zu einem notdürftigen Fahrersitz zusammen.

Der Arzt kauerte sich einfach auf den flachen Boden neben Zamorra.

Die Türen knallten zu, und die Scheinwerfer flammten auf. Zamorra wendete und fuhr denselben Weg zurück, den er gekommen war.

Zamorra fuhr vorsichtig, krampfhaft bemüht, das Gleichgewicht auf seinem wackeligen Sitz zu halten. Als das Licht der Scheinwerfer die düsteren Mauern des Schlosses aus der Dunkelheit riß, taten ihm sämtliche Knochen weh.

Dicht vor dem breiten Aufgang hielt der Peugeot. Das Geräusch des Motors erstarb, und die Scheinwerfer verloschen mit einem kurzen Nachglühen.

Aufatmend lösten Zamorra und Dr. Amondo sich aus ihren unbequemen Stellungen und kletterten aus dem Wagen. Amondos

Blick fuhr scheu über die dunklen, vom fahlen Mondlicht beleuchteten Umrisse des Schlosses. Ein sanfter Wind hatte sich erhoben, und nur ein Säuseln unterbrach die um Schloß Santillana lastende Stille.

Stumm, seine Tasche unter den Arm geklemmt, folgte der Arzt dem Professor die Aufgangstreppe hinauf.

***

In einem Seitenflügel des Schlosses befand sich eine ausgedehnte Halle, deren massive Holztür immer verschlossen war, und die selbst die Mitglieder der Familie Almagro seit vielen Generationen nicht mehr betreten hatten.

In der Mitte der Halle stand auf einer Empore ein mächtiger Thronsessel, dessen Armlehnen zwei goldene Sonnen aufwiesen.

Alles in dieser Halle glänzte aus reinem Gold und Silber. Da standen und lagen auf mächtigen Eichenholztischen Gegenstände, deren Metall und Kunstwert jedes menschliche Auge blenden mußte. Neben Götterfiguren in Kindergröße, hergestellt aus reinem Gold, und Herrscherstatuen in der gleichen Größe aus schwerem Silber, gab es Gefäße in den verschiedensten Formen und Größen. Furchterregende Waffen aller Art, Schmucksachen, Sonnen und Monde bedeckten die Wände.

Dieser Raum war einem Inkaherrscher würdig.

Auf dem Thronsessel breitete sich mit einem farbenprächtigen Federschmuck angetan die riesige Gestalt des Schloßverwalters aus.

Einige Kerzen brannten auf den Tischen, und in ihrem flackernden Schein huschten dämonische Spukgestalten hin und her.

Wie durch Zauberhand öffnete sich plötzlich knarrend die schwere, hölzerne Tür und herein trat Juan Perez, der einarmige Historiker.

Perez hatte im Hauptgebäude, kurz nachdem Nicole Duval verschwunden war, eine Nachricht erhalten. Eine Nachricht in Form einer dreißig Zentimeter langen und stricknadelstarken Schnur, die er jetzt in seiner Hand hielt. Die Schnur war dreifarbig und besaß mehrere Knoten. Einige viel dünnere und kürzere Schnüre waren an ihr festgeknüpft. Auch diese zeigten verschieden geknüpfte Knoten.

Ein Quipu!

Seit seiner Kindheit, ja, seitdem Juan Perez denken konnte, hatte er Kontakt zu Geistern und Dämonen. Er war ihr williger Helfer und Diener, wobei er stets seinen Nutzen aus diesen Verbindungen zog.

Eines Tages hatte er mitten in seiner höchst menschlichen Tätigkeit des Bartschabens die Bekanntschaft des Geistes Atahualpa gemacht.

Während er das Messer an seiner Kehle gehalten hatte, hatten sich im Spiegel plötzlich seine Gesichtszüge verändert. Das Gesicht, das ihm jetzt als das des Schloßverwalters José bekannt war, hatte sich aus seinem eigenen gebildet. Durch das Glas des Spiegels war die Stimme

Atahualpas gedrungen und hatte Juan Perez die ersten Aufträge erteilt.

Viel Zeit war seitdem verflossen, und Perez hatte manche schmutzige Arbeit für den Rachegeist der Inkas geleistet. Er hatte Menschen auf das Schloß gelockt, die dann in der Hölle der Geisterstadt verschwanden.

Er hatte Professor Zamorra und Nicole Duval schon im Zug beobachtet, und er hatte die Pergamentrollen in Zamorras Händen gesehen. Die Schriften, die sich eigentlich im Besitz Don Marcelinos befinden mußten und nun in den Händen des fremden Professors waren.

Perez argwöhnte, daß Almagro, der eigentlich ein Gefangener des Dämons auf seinem eigenen Schloß war, Professor Zamorra zur Hilfe geholt hatte. Er teilte diesen Argwohn mit dem Inkageist. Damit war das Schicksal Don Marcelinos besiegelt gewesen.

Der teuflische Dämon bestimmte, daß er durch die Hand seiner Tochter sterben mußte, während Perez Nicole Duval in die Hände Atahualpas gab. Das Quipu war Sekunden nach dem Verschwinden Nicoles durch die Wand, die das Tor zum Jenseits bildete, auf seinen Schoß geflogen.

Der Diener des Dämons, der die Knotenschrift wohl entziffern konnte, erhielt durch das Quipu die Anweisung, in diese Halle im Seitenflügel zu kommen.

Trotz seiner Kenntnisse des Schlosses und seiner Verdienste für den Dämon, war Perez noch nie in diesem Raum gewesen. Auch für ihn hatte das Tabu gegolten.

Der einarmige bärtige Mann blieb geblendet von der funkelnden Pracht in der Tür stehen.

»Komm näher, Juan Almagro«, dröhnte die mächtige Stimme des Riesen aus dem Thronsessel.

Perez zuckte zusammen. Er glaubte, sich verhört zu haben und trat zögernd an den Sitz des Unheimlichen heran.

»Almagro? Sagtest du Juan Almagro, Sohn der Sonne?«

»Das ist dein eigentlicher Name. Du weißt es nicht, mein Diener, aber du bist der Mann, der für mich Franzisko Pizarro tötete.« Die Stimme des Dämons tönte hell durch die Halle.

»Aber – aber das war doch vor über vierhundert Jahren«, stammelte Perez mit bleichen Lippen.

»Du hast vor über vierhundert Jahren schon einmal gelebt«, echote es aus dem Thronsessel. »Deine heutige Existenz verdankst du nur dem Umstand, daß ich das große Werk noch nicht vollendet habe. Dazu brauche ich noch viele Menschen. Legionen von Menschen.«

»Ich bin Juan de Almagro«, flüsterte Perez. Er horchte in sich hinein. Irgendwo in seinem Innern schien eine Glocke dröhnend zu läuten.

Das blasse bärtige Gesicht überzog sich mit einer glühenden Röte. Er warf den Kopf in den Nacken.

War er überhaupt noch mit gewöhnlichen Menschen vergleichbar?

Hatte er nicht schon immer eine überirdische Macht in sich gespürt?

Perez reckte sich.

»Ich bin Juan de Almagro«, stieß er nun laut hervor.

Einen Augenblick herrschte Stille. Durch die Fenster hindurch war das anschwellende Surren eines Autos zu hören. Scheinwerferlicht huschte geisterhaft über die dunklen zugezogenen Vorhänge.

»Horch, dort kommt dieser Fremde. Er ist meinen dienstbaren Geistern entgangen.« Die Stimme des Dämons wurde schneidend.

»Der Mann ist gefährlich, zeig ihm den Weg in die andere Welt, Juan de Almagro«, befahl er.

»Ich werde dir wie immer gehorchen, Sohn der Sonne«, murmelte Perez alias Almagro. Er wandte sich um und schritt zur Tür.

»Merke dir, du darfst nicht versagen«, dröhnte die Stimme des Dämons hinter ihm.

»Juan de Almagro«, murmelte der Einarmige, während er durch die Gänge des düsteren Schlosses eilte. Er lebte also schon seit unendlichen Zeiten, das war ihm in diesen Minuten bewußt geworden.

»Juan de Almagro.« Der Name schien in seinen Ohren wie Musik zu klingen.

***

Sie standen in der fast dunklen Halle und lauschten.

»Warten Sie«, flüsterte Dr. Amondo. Er tastete in die Innentasche seines Jacketts und zog eine kleine flache Taschenlampe hervor.

Während er sie Zamorra reichte, rutschte die Tasche unter seinem Arm hervor und fiel mit einem dumpfen Laut auf den Boden.

Die nächtliche Stille verstärkte das Geräusch zu einem Dröhnen.

»Sie haben Befürchtungen wegen Ihrer Sekretärin, Professor?« flüsterte Amondo wieder, während er die Tasche aufhob.

Zamorra, der es für lächerlich hielt, diese Tatsache in Abrede zu stellen, bestätigte Amondos Vermutung mit einem Nicken.

»Genau das ist es, Doktor!«

Mit erzwungener Ruhe schritt er, gefolgt von Dr. Amondo, weiter.

Der Lichtkegel der Lampe wies ihm den Weg zu dem Gang, von dem das Zimmer abzweigte, wo er Nicole bei Maria und Don Marcelino de Almagro zurückgelassen hatte.

Die Tür stand weit offen. Die letzten Schritte rannte Zamorra.

»Nicole!«

Keine Antwort.

Die Nachttischlampe brannte noch und hüllte den Raum in dämmeriges Licht. Von Nicole Duval war keine Spur zu sehen.

Langsam, Schritt für Schritt, bewegte Zamorra sich vorwärts. Maria de Almagro lag, oder richtiger, saß halb im Bett. Ihre Gesichtszüge waren verzerrt, und Schweiß bedeckte ihre kreideweiße Stirn.

Der Blick Professor Zamorras wanderte zu der anderen Seite des Bettes hinüber. Don Marcelino lag dort in seltsam verkrümmter Haltung. Aus seiner Brust ragte der Griff und die halbe Schneide eines Schwertes.

Die Kleidung Almagros und die gesamte Seite des Bettes waren blutverschmiert. Die Höllenmächte hatten erneut zugeschlagen.

Zamorra schluckte.

Wo war Nicole Duval?

Schwerfällig wandte er sich an Dr. Amondo, der mit kalkigem Gesicht erschrocken auf den toten Schloßherrn starrte.

»Kümmern Sie sich um das Mädchen, Doktor. Ich muß Nicole suchen«, preßte Zamorra heiser hervor.

Noch ehe Dr. Amondo den Mund zu einer Antwort öffnen konnte, rannte Zamorra aus dem Raum. Er hetzte durch den Gang und riß die nächste Tür auf.

»Nicole?«

Der Lichtstrahl der kleinen Taschenlampe huschte suchend umher und riß einige dunkle Möbelstücke, an denen sich Spinnweben zitternd im Luftzug bewegten, aus dem Dunkel. Schon jagte er weiter, riß Türen auf und knallte sie Sekunden später wieder zu.

Ratlos stand Zamorra nach kurzer Zeit in der Halle.

»Nicole«, flüsterte er fast unhörbar. Professor Zamorra liebte Nicole Duval auf eine selbstverständliche und unüberlegte Weise, wie man einen Menschen liebt, mit dem man Tag für Tag zusammen ist und dessen vorzügliche Eigenschaften man zu schätzen weiß. Wenn Nicole nun tot war… Alle Kraft wich aus Zamorras Körper. Sein Arm und seine Hand zitterten so, daß er die kleine Lampe fast nicht mehr halten konnte.

Nur unter Aufbietung seiner ganzen Energie brachte Zamorra es fertig, die Treppe emporzusteigen. Er mußte noch die höherliegenden Räume durchsuchen. Als der Professor den oberen Absatz der Treppe erreicht hatte, war seine Schwäche verschwunden.

Vor ihm dehnte sich der lange geräumige Korridor des oberen Stockwerkes aus. Der feine Strahl der Lampe drang in die Tiefe des Ganges.

Die Türen an der Seite des Korridors waren bis auf eine geschlossen.

Mit leisen katzenartigen Schritten bewegte sich Zamorra auf die offenstehende Tür zu. Sein Gesicht war bleich und wie aus Stein gemeißelt.

Als Zamorras Hand den Knauf der alten massiven Holztür berührte, spürte er seine Kopfhaut kribbeln.

Zamorras ausgeprägte Sensibilität ließ ihn die tödliche Gefahr spüren, die hinter dieser Tür lauerte. Langsam, alle Sinne gespannt, öffnete er sie.

»Treten Sie doch näher, Professor Zamorra«, übertönte eine Stimme das leise Knarren der alten Holztür.

Mit einem Blick nahm Zamorra alle Einzelheiten des vom flackernden gelblichen Kerzenlicht erhellten Raumes wahr. Ein paar Sessel, ein runder weißgedeckter Tisch, auf dem vier Kerzen brannten, bildeten das ganze Mobiliar.

Auf einem der Sessel, dicht neben dem Tisch, saß mit übereinandergeschlagenen Beinen Señor Juan Perez, der einarmige, bärtige Historiker.

Juan Perez, in Kleidung und Benehmen die falsche Jovialität des angesehenen Bürgers ausdrückend, erhob sich.

Die beiden Männer standen sich gegenüber. Zwischen ihnen grinste, vom flackernden Licht der Kerzen gespenstisch belebt, der Totenschädel von der Wand herab. Innerhalb weniger Sekunden fiel die vertrauenerweckende und respektgebietende Maske des Historikers ab. Der ruhige Ausdruck seiner Augen erlosch und machte einem hinterhältigen Glitzern Platz. Innerhalb weniger Sekunden wurde aus dem jovialen Bürger der Dämonenknecht.

»Ich bin Juan de Almagro. – Haben Sie nicht verstanden, was ich gesagt habe?« fügte er nach einer kurzen Pause heiser hinzu. Seine Stimme klang stolz, als brüste er sich mit seiner vollbrachten Heldentat.

»Ich habe es gehört«, erwiderte Zamorra kalt und ohne sich zu bewegen. »Ich wußte es bereits.«

»Was?« Mißtrauen und Wut schwangen in Perez-Almagros Stimme mit.

»Ich weiß es erst, seitdem Nicole Duval verschwunden ist. Vorher war ich leider mit Blindheit geschlagen.«

»Sie haben es gewußt«, stieß der Bärtige verächtlich aus. Um seine Geringschätzung deutlicher zu machen, lachte er höhnisch auf. »Hören Sie zu, Zamorra. Sie legen doch großen Wert darauf, diese Nicole Duval wiederzusehen. Habe ich recht?« Die Stimme des einarmigen Spaniers klang leise und verhalten, aber sie wirkte in ihrer Monotonie bedrohlich.

»Natürlich«, erwiderte Zamorra kurz und trat einen Schritt vor.

»Wo ist Mademoiselle Duval?«

Während Zamorras Stimme wie ein Peitschenhieb durch den Raum knallte, zuckte sein rechter Arm vor. Seine Hand krallte sich in Perez' Jacke. Er riß den Spanier zu sich heran.

»Wo ist Nicole Duval?« Zamorra schüttelte den Bärtigen durch, so daß dessen Kopf hin und her flog. »Sagen Sie mir sofort, wo Nicole ist,

oder ich breche Ihnen alle Knochen im Leib.«

»Lassen Sie mich los«, keuchte der Spanier. »Sonst werden Sie nie erfahren, wo sie sich aufhält.«

»Einverstanden.« Zamorras Hand öffnete sich und fiel herab.

»Machen Sie sich die Mühe, Señor Professor, und rücken Sie das Bild ein wenig nach links.« Ein hinterhältiges Funkeln trat in Perez' Augen, während er auf den im Rahmen hängenden Totenschädel wies.

Zamorras Blick wanderte zu dem Bild und wieder zurück. Perez grinste erwartungsvoll. Zamorras feine Antennen, empfänglich für alles Außergewöhnliche, warnten ihn.

Zamorra dachte an Nicole…

Er biß die Zähne aufeinander, machte einen Satz vorwärts, packte den Bärtigen erneut und schleifte ihn mit an die Wand heran.

Während sein rechter Arm den wild strampelnden Mann eisern umklammerte, zog er mit der linken Hand an dem Totenschädel.

Nichts geschah. Nur der Einarmige versuchte verzweifelt, sich aus Zamorras Umklammerung zu befreien.

»Lassen Sie mich los«, kreischte er schrill. Die Augen des zappelnden Mannes flackerten vor wahnsinniger Angst.

»Was hast du denn, Bürschchen?« knurrte Zamorra.

»Wolltest du mir nicht sagen, wo Nicole Duval ist?« Er stieß den schreienden und wild strampelnden Mann zwei, drei Schritte vor sich her.

Urplötzlich erfaßte ihn ein starker Sog und riß ihn mitsamt dem Einarmigen auf die kahle Wand zu – und in sie hinein.

»Nei…« Der schrille Schrei des Bärtigen erstarb und machte einer dumpfen Stille Platz. Leer und verlassen lag der Raum. Nur die Kerzen flackerten leise im Luftzug.

***

Dunkelheit umgab Professor Zamorra, der für einen Augenblick glaubte, ersticken zu müssen. Plötzlich spürte er einen eisigen Wind, der an seinen Kleidern zerrte. Er konnte wieder atmen. Noch immer hielten seine Fäuste den jetzt leise wimmernden Juan Perez umklammert.

Zamorra kniff die Augen mehrmals zusammen und öffnete sie wieder, ehe er das Teuflische des Geschehens begriff.

Eine unwirkliche Szenerie wurde im schwachen Licht des kalten Sternenhimmels erkennbar. Sie standen auf der flachen Spitze eines Berges, auf einem Plateau. Um sie herum gab es Felsen und schroffe Klüfte.

Tief unter ihnen waren mehrere kleine gelbliche Lichtpunkte zu sehen.

Das leise Wimmern des Bärtigen drang an Zamorras Ohren und

machte ihm bewußt, daß er den miesen Zeitgenossen immer noch krampfhaft festhielt. Er ließ ihn los und stieß ihn wie angeekelt von sich.

»Das also ist es«, knirschte er. »Auf diese Art sind all die Menschen verschwunden und auch Nicole.«

Wieder griff Zamorra den Spanier am Jackenrevers und schüttelte ihn wie ein Bündel Lumpen hin und her.

»Und du Strolch hast davon gewußt, wolltest mich auch durch…«

Zamorra konnte den Rest seines Satzes nicht über die Lippen bringen. Zu schrecklich war diese ungeheure Erkenntnis.

»Aber du hast Pech gehabt, Juan Perez. Ich habe dich mitgenommen«, setzte er knurrend hinzu und stieß den Einarmigen wieder von sich.

Perez schluckte und fuhr sich mit seiner Hand über die Stirn.

»Wir – wir kommen nie wieder zurück zu den Lebenden, Señor Zamorra«, flüsterte er stockend.

Zamorra sah sich um. Unmittelbar hinter seinem Rücken ragte eine spitze Felsennadel empor.

»Wir kommen wieder zurück, Perez, aber nur, wenn du mir hilfst, Nicole Duval zu finden«, knurrte er drohend.

»Noch nie ist einer zurückgekommen, Señor Professor«, wimmerte der Bärtige verzweifelt. Ihn, der so viele Menschen kaltherzig und brutal durch das unheimliche Tor *zum Jenseits* geschickt hatte, hatte jetzt das gleiche Schicksal ereilt.

»Das werden wir ja noch sehen«, murmelte Zamorra, der in diesem Punkt besser informiert war. Er dachte an Felipe Ortez, von dem ihm Dr. Amondo erzählt hatte.

»Ich habe dir gesagt, wenn du mir hilfst…« Zamorras Lider zogen sich bei diesen Worten zu schmalen Schlitzen zusammen. Er wandte sich um und schritt erst zögernd, dann aber schneller werdend, vorwärts.

»Alles tue ich«, flüsterte Perez, den das Grauen gepackt hatte. Er folgte Zamorra unsicher, zaghaft und von dem Verlangen verzehrt, in die andere, reale Welt zurückzukehren.

Der Gedanke an Nicole trieb Zamorra vorwärts.

Er entdeckte einen Abstieg und begann ihn mit zusammengebissenen Zähnen hinabzusteigen. Perez folgte ihm mit zitternden Gliedern.

Geröll und Steine lösten sich zu ihren Füßen und polterten in eine für Zamorra unheimlich entfernt erscheinende Tiefe. Auf allen vieren krochen sie in der Dunkelheit abwärts. Zamorra achtete nicht mehr auf Perez, der sich nur mit einem Arm abstützen konnte und Mühe hatte, ihm zu folgen.

Endlich wurde der steile, felsige Untergrund flacher. Sie konnten sich aufrichten und kamen nun schneller vorwärts.

Nach einiger Zeit standen sie zwischen den großen Blöcken und Mauerresten einer geheimnisvollen und toten Stadt. Verzweifelt blickte Zamorra auf die im Sternenlicht kalt schimmernden weißen Granitmauern, aus denen ihn dunkle Fensterhöhlen wie riesige Glotzaugen drohend anstarrten.

Wo war Nicole? Er mußte sie finden.

Zamorra unterdrückte seine aufkommende Hoffnungslosigkeit.

Seine Gestalt straffte sich. Er eilte weiter. Über Straßen, Treppen, durch Tore und Durchlässe fegte er in einem Tempo, das einem mittelmäßigen Langstreckenläufer zur Ehre gereicht hätte. Einmal blickte er sich kurz um. Von Perez war nichts mehr zu sehen.

Auch egal, dachte Zamorra in wildem Zorn. Der Kerl ist doch nichts anderes als ein Massenmörder.

Plötzlich, als er gerade um einen riesigen Mauerblock gebogen war, stockte sein Fuß.

In einiger Entfernung erkannte er deutlich mehrere kleine flackernde Feuer. Das sind die hellen Punkte, die ich vom Berg gesehen habe, durchfuhr es ihn.

Zamorra ging langsam weiter.

Fieberhaft überlegte er. Wo Lagerfeuer sind, ist auch Leben. Wie zur Bestätigung seiner Gedanken sah er beim Näherkommen zwei, drei Gestalten, die sich zwischen den Feuern bewegten. Der Wind trug die Töne einer Flöte an sein Ohr.

Eine fremde Melodie.

Über ihm blinkte das Kreuz des Südens. Zum Greifen nahe und doch unendlich fern.

Zamorra spürte, wie seine Kehle sich zusammenzog. Das Unwirkliche seiner Situation wurde ihm schmerzhaft bewußt.

Er befand sich nicht in Europa, sondern auf der anderen Seite der Erdkugel, und der plötzliche Gedanke durchfuhr ihn wie ein Blitz.

Vielleicht in einem ganz anderen Zeitalter, einem anderen Jahrhundert. Diese teuflische Wand auf Schloß Santillana, die die Schwelle zwischen zwei Welten darstellte, konnte ihn auch in eine andere Zeit geschleudert haben.

Alles war möglich.

***

Stumm stand Zamorra inmitten der grauen Eintönigkeit und bedrückenden Melancholie, dieser trostlosen, vegetationsarmen Landschaft, die der Schein des Mondes in ein gelblichfahles Licht tauchte.

Drüben, zwischen den Feuern, bewegten sich einige finstere Gestalten. Zamorra überlegte ein paar Herzschläge lang, dann setzte er sich wieder in Bewegung.

Vorsichtig, alle Sinne gespannt, schlich er vorwärts. Nach einigen Schritten schlug er einen Haken nach links und stand schon nach kurzer Zeit vor einer halbverfallenen Hütte, einem langgezogenen windschiefen Bau. Die feuchten, roh zusammengehauenen Holzwände strömten einen modrigen Geruch aus.

Leise bewegte Zamorra sich um die Hütte herum. Auf der anderen Seite fand er eine aus dicken Bohlen bestehende Tür, die mit einem einfachen Holzpflock verschlossen war.

Er zog den Pflock heraus. Knarrend schwang die Tür zurück.

Ein penetranter Gestank nach Schweiß, Kot, Tod und Verwesung schlug ihm entgegen. In der undurchdringlichen Schwärze, die im Innern der Hütte herrschte, war nichts zu erkennen.

Zamorra fischte Dr. Amondos Taschenlampe aus seiner Jackentasche und knipste sie an. Der helle Lichtstrahl fuhr über in Fetzen gehüllte Körper und faltige, bleiche, von wirren Haaren und Bärten umrahmte Gesichter.

Männer und Frauen lagen auf dem blanken Boden der Hütte. Einer von ihnen richtete sich auf und hielt, von Zamorras Lampe geblendet, die Hände vor die Augen. Die anderen blieben apathisch, erschöpft, mehr tot als lebendig regungslos am Boden liegen. Sie bemerkten den in der Tür stehenden Mann überhaupt nicht.

Zamorra schluckte. Das waren sie also, die vermißten Menschen aus Santillana.

Der Strahl der Lampe war auf einem aufgedunsenen Gesicht mit hervorgequollenen Augen hängengeblieben, auf dem Gesicht eines Toten.

Das Blut in Zamorras Adern gefror. In dieser Hütte waren Lebende und Tote zusammengepfercht.

Alle Sinne Zamorras sträubten sich. Der widerliche Gestank trug entscheidend das Seine dazu bei, daß ihm übel wurde. Alles drehte sich vor seinen Augen. Er taumelte ein paar Schritte zurück, beugte sich zur Seite und würgte den Rest seines Mageninhalts heraus.

»Hallo«, drang plötzlich eine Stimme an Zamorras Ohr.

Er fuhr zusammen und blickte auf.

Im Türrahmen der Hütte lehnte ein Mann, der trotz einiger blutiger Striemen quer über dem Gesicht einen frischen Eindruck machte.

»Wer sind Sie?« tönte schwach die Stimme von der Tür her. Sie klang mißtrauisch und ängstlich.

Zamorra wurde hellhörig. Dort stand ein Mensch. Ein Mensch, mit dem man reden konnte.

Er näherte sich dem Mann bis auf einen Schritt.

»Ich heiße Zamorra, und wer sind Sie?« Forschend blickte er in das blutverkrustete, von welligen Haaren umrahmte Gesicht.

»Zamorra!« Es klang wie ein Schluchzen. Der Mann schlang seine

Arme um Zamorras Hals und weinte.

Zamorra war unsicher und erschüttert, und er wußte immer noch nicht, wen er vor sich hatte.

Sanft schob er den Mann zurück.

»Wollen Sie mir nun sagen, wer Sie sind?« preßte er hervor.

»Du erkennst mich nicht? Kein Wunder.« Der Mann fuhr mit der Hand über sein zerschundenes Gesicht. »Ich bin Discoud, Georges Discoud.«

»Discoud?« echote Zamorra verblüfft. Mit zusammengekniffenen Augen musterte er den Mann. Die Erscheinung, die Stimme. Wirklich, es war sein alter Studienfreund Georges Discoud.

»Georges!« Zamorra ergriff Discouds Hand und drückte sie heftig.

»Wie kommst du hierher, und wie lange bist du schon hier?«

»Wo wir hier sind, und wie ich hierherkam, weiß ich selber nicht.«

Die Stimme des Franzosen klang leise und bedrückt. »Wie lange ich hier bin? Vielleicht hundert Jahre, vielleicht einen Tag. Aber ein Tag ist genau vierundzwanzig Stunden zuviel in dieser Hölle.«

»Wir können später darüber reden«, stieß Zamorra hastig hervor.

»Meine Sekretärin Nicole Duval muß hier sein, weißt du etwas davon, Georges?«

»Wenn du ein junges, hübsches Mädchen meinst, das liegt ohnmächtig in diesem Massengrab«, murmelte Discoud und zeigte auf die Hütte.

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da stürmte Zamorra schon los.

Wieder blitzte die Lampe auf, jetzt sah er Nicole. Rechts, dicht neben der Tür, halb von einem violett schimmernden Leichnam verdeckt, lag sie da.

Zamorra biß die Zähne zusammen, zerrte den Toten zur Seite und hob Nicole vorsichtig in die Höhe.

Ihr hübsches Gesicht war bleich. Ihre sonst sorgfältig gepflegte Frisur war zerzaust. Aber Nicole atmete. Sie lebte.

Wie einen Schatz hielt Zamorra das Mädchen umklammert, als er vor Discoud auftauchte. »Los, Georges, wir dürfen keine Sekunde Zeit verlieren.«

***

Sie erreichten das windumwehte Plateau, wobei Zamorra Übermenschliches leistete.

Mit keuchendem Atem und schweißverklebtem Haar taumelte er, Nicole Duval über seiner Schulter tragend, auf die Felsnadel zu, durch die sie in die Geisterwelt getreten waren. Mit einem Schritt Abstand folgte Georges Discoud.

Aus dem Felsen, auf den sie zustrebten, löste sich plötzlich die riesige Gestalt des Dämons. Er war in eine dunkle Mönchskutte gehüllt und

trug Josés Züge. Seine Augen glühten böse.

»Ihr sterblichen Würmer wolltet mich überlisten, aber das wird euch nicht gelingen«, kam es dumpf orgelnd aus seinem Mund.

Zamorra schob Nicole blitzschnell in Georges' Arme, riß sein Amulett hervor und hielt es hoch.

»Bleib dicht hinter mir«, zischte er dem Franzosen zu. Schritt für Schritt näherte er sich dem Dämon.

Das silberne Amulett in seiner Hand funkelte.

Josés Züge verzerrten sich. Ein gequältes Stöhnen drang aus seiner Brust. Abwehrend hob er die Hände. Er taumelte zurück, bis vor die Felsnadel und dann in sie hinein.

Die drei Menschen folgten ihm auf der Stelle.

Nacheinander traten sie aus der unheimlichen Wand. Mensch und Dämon standen sich in dem Raum auf Schloß Santillana gegenüber.

Aus den Augenwinkeln sah Zamorra, daß Georges mit Nicole neben ihn trat. Er schnellte mit einem Panthersatz vor und preßte das Amulett mitten in Josés Gesicht. Es gab einen häßlichen, zischenden Laut…

Der Riese stieß einen grauenhaften Schrei aus, versuchte sich von dem Amulett zu lösen und taumelte noch einen Schritt zurück.

Es gelang ihm nicht.

Mit stählernem Druck preßte Zamorra das Amulett in die Dämonenfratze. Der Koloß zitterte.

Seine Gesichtszüge zerliefen, verformten sich und wurden zu einer stinkenden Flüssigkeit, die über den langsam zusammensinkenden Körper wie ein Lavastrom herablief.

Aus dem Dämon Atahualpa wurde ein nasser Fleck auf dem Boden, der etwas später auch verschwand. Ein fürchterlicher Gestank war das einzige, was von ihm blieb.

Während Discoud Nicole in einen Sessel gleiten ließ, riß Zamorra die Vorhänge und die Fenster auf.

Frische, klare Luft strömte in das Zimmer und vertrieb den widerlichen Geruch.

»Sieh mal, Georges!« Zamorra stand vor der Wand und wies auf das Bild. Statt des Totenkopfes war jetzt die meisterhaft gemalte Ruinenstadt Machu Pichu zu sehen.

Zamorras Hand fuhr prüfend über die Wand. Sie war hart wie Granit und würde es auch in Zukunft bleiben.

Dicht über dem Boden ragte etwas empor. Die Spitze von einem Schuh.

»Perez«, murmelte Zamorra erschüttert. Der Spanier mußte sich hinter ihnen befunden haben, und als Zamorra den Dämon und damit den Zauber der Wand vernichtet hatte, war er in dem Mauerwerk eingeschlossen worden. Der Dämonenknecht hatte ein grausames Ende

gefunden. Ein leichtes Stöhnen machte Zamorra und Georges Discoud auf Nicole Duval aufmerksam.

Nicole richtete sich soeben auf. »Ich muß eingeschlafen sein, Chef, entschuldigen Sie.«

»Macht nichts«, erwiderte Zamorra lächelnd. »Das kann schließ- lich jedem passieren.«

ENDE